

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-339094](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339094)

Die Neujahrs-Pastete.

(Mit einer Abbildung.)

Seit langen Zeiten ist es in England bei den Tabagien; Inhabern, in den großen Städten, der Gebrauch, den zur Neujahrszeit anwesenden Matrosen eine Riesepastete vorzusetzen, die gewöhnlich in einem geräumigen Hofe, mit Gallerien für Zuschauer versehen, aufgestellt wird. Eine solche Pastete ist gewöhnlich 12 bis 15 Fuß hoch, und verhältnißmäßig 25 Fuß im Umfange; manche sind auch noch viel größer. Die Kosten einer solchen Riesepastete ist das Ergebniß einer Kollekte, der Gegenstand eines Volkfestes, und der Augenblick des Anschneidens wird auf eine feierliche Weise begangen. Im Innern derselben ist ein Gerüst, worauf in Kesseln und einer Menge von Geschirren, die sogenannte Füllung der Pastete enthalten ist, und die aus unzähligen Hühnern, Tauben, Kalbsfotteleten, Rostbrot u. s. w. besteht. Dstimals braucht man zu einer solchen Riesepastete 50 Hektoliter Mehl, wohl 20.000 Eier, 30 Centner Butter, u. s. w. — Die Gastwirthin oder die Tochter vom Hause kann aus der anstoßenden Küche ungesehen in das Innere der Pastete ein; und ausgehen, und alles auf den feierlichen Augenblick des Deckel-Aufhebens vorbereiten. So wie der Deckel gehoben wird, erschallt von der Menge ein lautes Hurrah, und die Wirthin präsentirt zum Anfang eine große Bowle Wunsch; Musik und Freuden-Geschrei erfüllt fortwährend die Luft. So groß auch gewöhnlich die Zahl der Gäste ist, so kann die Pastete und deren Inhalt doch in 6 Tagen nicht aufgegessen werden, weil jeden Tag wieder für frische Füllung gesorgt wird, und es wird alsdann am 6. Januar noch ein Nachfest veranstaltet. Nicht allein eine Menge Gäste, sondern auch so viele Zuschauer als nur der Raum fassen kann, finden sich ein, und der Wirth erhält durch die Entrees-Gelder mehr als zweimal so viel als die Pastete kostet. Ein solches Schauspiel zu sehen ist in der That merkwürdig, und führt zu mancherlei allegorischen Betrachtungen, wovon einige hier folgen.

Beim Antritt des Neujahrs stehen wir

Menschen gewissermaßen auch vor einer großen Pastete, ein Jeder, mit dem Messer seiner eigenen Erwartungen und Wünsche, alle, sie anzuschneiden, den Deckel der Zeit herunterzuheben, um in den Raum dieser Pastete hineinzuschauen. Das Schicksal liefert den Teig, Glück und Unglück füllen sie, und der Zufall läßt sie gerathen oder mißrathen.

Die Zukunft ist eine grauenhafte Pastete; der Mensch soll und kann nur mit Zagen und Bangen sie anschnelden und in ihr Inneres hineinschauen wollen, denn leider ist jede Zukunft weniger mit Rosinen und mit den Tauben des Friedens gefüllt, sondern mehr mit bitteren Erfahrungen des Unglücks und mit den Geiern des Unfriedens.

Wie oft getraut sich der Mensch nicht einmal in sein eigenes Herz hineinzuschauen, in diese Pastete, die er sich selbst gefüllt hat; denn der Mensch hat diese seine Pastete oft gefüllt mit den edelsten Spezereten der Empfindungen, mit den süßesten Früchten des Lebens, und er hat den Deckel darüber zugemacht; aber das Schicksal, dieser große und einzige Pastetenbäcker, hat diese Pastete verbrennen, oder verderben, oder sonst mißrathen lassen, und wenn wir den Deckel wieder herunternehmen von dieser Pastete, dann finden wir die lebendigen Gefühle, die wir da einfüllten, umgekehrt und den Boden der Pastete aufgewühlt.

Und was ist den unsere liebe, schöne runde Erde anders als eine große Riesepastete, die der Mensch stets fleißig aushöhlt, und in ihren Eingeweiden mit Messer und Gabeln herumwühlt, um von ihr zu leben; wie leben von dieser Pastete, und sterben für diese Pastete. Je älter der Mensch wird, desto weniger gräbt er aus dieser Pastete, und desto mehr gräbt er in sie hinein. Nach und nach füllt der Mensch diese große, runde Pastete mit allem was ihm lieb und theuer war, und am Ende, wenn er all sein Gut und Herzlieb darin hat in dieser Pastete, steigt er selbst auch noch hinein, und der Pastetendeckel fällt zu.

Am Ende aller Dinge aber, wenn da oben aus der großen Sploester-Nacht der ewige Neujahrstag hervorgehen wird, und von

dem höchsten Orchester die Posaune der Auferstehung ertönt, dann werden die lieben Engel den Deckel dieser Pastete lüften, und die Unsterblichkeit mit der nie erlöschenden Flammenschale wird herauskelgen, und die lieben Engel werden aussuchen, wer in dieser großen Pastete werth ist herausgenommen, und auf den Tisch der Ewigkeit gebracht zu werden!

Drum, meine lieben Freunde, laßt uns jetzt um die große Pastete des neuen Jahres nicht herumtanzen wie die Wilden um einen eroberten Feind, um aus selner ausgehöhlten Hirschale Zorn, Rache und Haß zu trinken, sondern wir wollen uns umfassen und um sie herumtanzen mit froher Erwartung und hoffender Ergebung; wir wollen uns geloben abzuwarten, was die große Messenpaste uns bringt; uns gegenseitig die Portionen nicht aus der Hand zu reißen; uns gegenseitig unsere Ausbeuten nicht zu mißgönnen, sondern unsere Teller ruhig hinzuhalten, und in gläubiger Ergebung abzuwarten, was der große und ewige Geber uns in diesem Jahr bescheeren wird.

Der Schatz.

Am 3. Vendemiaire, im ersten Jahre der einen und und untheilbaren französischen Republik, herrschte im Kloster der Ursulinerinnen zu Mans eine mit Schrecken gemischte Bewegung. Die Geistlichen von Sainct-Julian hatten sich, verkleidet, zu den Nonnen geschlichen, und ihnen die traurige Nachricht mitgetheilt, daß die Municipals-Beamten am folgenden Tage die frommen Damen aus ihren heiligen Mauern verweisen würden. Alle Nonnen, jung und alt, betrachteten dieses als eine Rebellion gegen den Himmel, und suchten sich vor allem mit diesem abzufinden. Man betete, beichtete, empfing das heilige Abendmahl, und als diese andächtigen Vorbereitungen vorüber waren, begann man an weltliche Dinge und an die in der Abtei verschlossenen Reichthümer zu denken, denen man nun bald den Rücken kehren sollte.

Dieses Ursulinerinnen-Kloster war eines der schönsten und reichsten in der ganzen Provinz. Besonders stolz waren die frommen Schwestern auf ihre Glocken, worunter eine von Silber, und die prachtvollen Gebäude, Gärten, Wiesen u. s. w., machten

das Kloster zu einem herrlichen Aufenthalt. Alles dies hätte jedoch den Eifer des Chefs der Municipalität nicht zu erwecken vermögen, hätte das Gerücht von den Schätzen an Gold und Silbergeräthe und an barem Gelde, die sich dort befinden sollten, die Agenten nicht vermocht, die Dekrete des National-Convents in Vollziehung zu setzen.

Auf einer der langen Tafeln des Refectatoriums waren die Nonnen beschäftigt, die Kirchengefäße in Kisten zu packen, andere thaten ein Gleiches mit dem barem Gelde und allen Gegenständen von Werth, welche die Habsucht der Beamten hätte reizen können.

Als dieses geschehen war, verschloß man die Kisten und steng an zu verathen, was damit zu thun sey. Die widersprechenden Vorschläge kamen zum Vorschein, und da man sich nicht vereinigen konnte, so erklärte die Aebtissin daß sie allein den Versteck auswählen, und die Schätze auch allein dahin bringen werde.

Die Neugierde, ein bei den Damen ohne hin nicht seltener Fehler, pflegt bei so abgeschlossener Lebensweise, wie diese Nonnen führten, bis zu einer Art von Wuth zu steigen; die Aebtissin blieb jedoch, aller mißbilligenden Anseerungen ihrer Untergebenen zum Trost, fest bei ihrem Entschlus, ertheilte den Schwestern noch einige Verhaltensregeln hinsichtlich des Empfanges der zu erwartenden Beamten, und entließ sie dann, bei den Schätzen im Saal allein zurückbleibend.

Raum waren einige Minuten verstrichen, als auch schon einige Schellen des Klosters ertönten und die Schwester Thürmerin ausser Athem herbei kam, und die Schreckens-Botschaft meldete, daß ein Mann von furchtbarem Aussehen an der Pforte stehe und ungezügelm Einlaß begehre. Die Aebtissin zitterte, faßte sich jedoch bald, und gebot, den Fremden augenblicklich einzulassen. Mit majestätischem Schritt trat, dem Anschein nach, ein Municipalbeamter herein, einen Säbel an der Seite, den Hut, mit einem ungeheuren dreifarbigem Federbusch tief in die Augen gedrückt, und einen schweren Paß unter dem Arme, der die Nonnen erbleichen machte.

Die Aebtissin beklagte sich gar nicht, ihre Schätze zu verbergen, und obchon sie nicht nöthig gehabt hätte, den Fremden im Refectorium zu empfangen, so befohl sie doch, ihn

dabin zu führen, verschloß selbst die Thüre und lud ihn, als beide sich allein befanden, mit freundlichem Lächeln zum Sitzen ein. Der Municipalbeamte öffnete jetzt seinen Pack, zog Maurerwerkzeuge heraus und ließ zugleich eine Quantität Mörtel sehen.

Dorizon — so hieß der Fremde — war ein Maurer. — „Jean, hab die Aebtissin an, kann ich auf Euch zählen? — Wie auf Euch selbst, entgegnete ihr dieser, es bedarf bei mir keines Schwurs; Sie haben einst meinem halbverschmachteten Kinde Brod gegeben, das werde ich nie vergessen. Ich bin der Ihrige mit Leib und Seele. Nun dann, sagte die Aebtissin so beginnt eure Arbeit.

Sie selbst zündete eine Wachskerze an, verschloß die Fensterläden, und hob eine Fallthüre auf, die das Refectorium mit den Kellern des Klosters in Verbindung setzte. Jean ergriff jetzt die schwerste von den fünf Risten und folgte der Aebtissin, welche voraus die Treppe hinaufstieg. Lange schritten beide mit dem düstern Kopfe der Wachskerze voran, denn die Keller bildeten gewissermaßen den Vorhof zu einem ungeheuern langen unterirdischen Gange. Endlich blieb die Aebtissin stehen. Hier, Jean, sagte sie, mache eine passende Höhlung in die Mauer, ich habe die Schritte von der Treppe an bis hieher gezählt.

Der Maurer that wie ihm geboten worden, und bald war eine Höhlung gemacht, groß genug, um alle Risten aufzunehmen. Sobald diese an Ort und Stelle geschafft, vermauerte Jean die Oeffnung sorgfältig, und vertilgte jede Spur seiner Arbeit. Jean, sagte jetzt die Aebtissin, du mußt mir eine Probe deiner Aufrichtigkeit geben, laß dir die Augen verbinden, ich will dich führen.

Der Maurer willigte ein, die Aebtissin bezeichnete die Stelle, und führte ihren Gehülfen alsdann, auf mehreren Umwegen vor und rückwärts bis zum Eingang des Couterains. Hier hörten sie zu ihrem großen Schrecken einen ungeheuren Tumult über ihren Köpfen, und das Geschrei der Nonnen verkündete der hochwürdigen Frau bald genug, daß die Municipalbeamten eingetroffen seyen. Hierüber entsetzt, eilte sie hinaus auf und in der Eile fiel die Wachskerze zu Boden und erlosch.

Wir übergehen die folgenden Schicksale dieses Klosters, und führen nur folgendes an:

Mehrere Jahre waren seit diesem Ereignis

verstrichen, und die Mauern benachbarter Gärten standen bereits auf dem Gebiete des größtentheils zur Ruine gewordenen und abgedrochenen Klosters. Kirche, Couterain's, Nonnen, alles war verschwunden, verschüttet, und das Ganze hatte Gestalt und Aussehen verändert.

Dorizon lebte noch, war aber aus religiösem Scrupel so verschwiegen, daß niemand auch nur das geringste erfuhr. Tausenderlei Gerüchte, wahrscheinlich durch vertrauliche Mittheilungen von den Nonnen erhalten, kriesen in der Stadt um, und man vergrößerte den Werth der vergrabenen Schätze nach Belieben. Einige sprachen von 5, andere gar von 10 Millionen; es waren aber in Wahrheit nicht mehr als drei. Die sie doch immer noch hinreichten, die Habsuchterer zu reizen, denen das Gebiet des vorermalten Klosters gehörte.

Graf Lascher, ein Verwandter der Kaiserin Josephine, ein reicher und sehr uneigennütziger Mann, dem zum Theil die Gärten gehörten, welche an das Kloster stießen, ließ sich doch endlich durch die wiederholten Aufforderungen dazu bestimmen, eine Nachsuchung anzustellen. Um dies jedoch mit einiger Aussicht auf Erfolg thun zu können, mußte man durchaus einen Punkt haben, von dem aus die Arbeiten zu beginnen wären, wollte man nicht Gefahr laufen, eine ungeheure Masse von Schutt und Steinen ganz umsonst wegzuräumen. Die erfahrensten Beamten der kaiserlichen Volkzeit wurden aufgeboten, um den Aufenthalt der vorermalten Aebtissin auszukundschaften. Dies gelang endlich; sie lebte zu Birre, in der Normandie, war aber taub und blind, und so altersschwach, daß man nicht hoffen durfte, etwas brauchbare Nachweisungen von ihr zu erhalten. Doch versicherte sie soviel, daß sie ihr Wachlicht nicht weit von dem Versteck verloren habe. Auf diese Nachweisungen wurden die Arbeiten nun mit Eifer begonnen. Zwei Jahre glengen mit Nachsuchungen hin; Graf Lascher wandte 100,000 Franken auf, um 3 Millionen zu suchen, aber alles blieb vergebens; nichts fand man als die Wachskerze, die sich 30 Jahre lang im Sande erhalten, und dieß war das einzige Anzeichen des von der Aebtissin so gut gewählten, und von Dorizon, der indeß auch gestorben war, so treu bewahrten Verstecks.

Der Schatz ruht also noch im Schooße der Erde, und, wie es heißt, lebt zu Maas noch jetzt ein Mann, der in das Geheimniß der Aebtissin eingeweiht war, michin vielleicht bessere Nachweisungen zu geben im Stande wäre, als Dorizon selbst. Dieser Mann lebt in einer Dürftigkeit, die ihm nicht gestattet, den Boden zu kaufen, und Nachgrabungen anzustellen, deshalb wird er wohl künftigen Geschlechtern die Sorgfalt überlassen, die mit so großen Reichthümern gefüllten Kisten aufzufinden.

Trauriges Ereigniß, zur Warnung erzählt.

Im Jahr 1821 befand sich zu Semur (Goldhügel Departement), in einer Mädchen-Schule ein Kind von 8 Jahren, das sich durch Schönheit, Liebenswürdigeit und Klugheit vor allen auszeichnete, und der Stolz seiner Aeltern und Erzieher war. Ein anderer weiblicher Zögling des Instituts, dem ein Pistol zufällig in die Hände gekommen war, machte sich den so oft durch den unselbstigen Ausgang bestrafte Scherz, auf das Kind anzulegen. Unglücklicherweise enthielt das Pistol eine Ladung mit Pulver, der Schuß gieng los, und dem armen Kinde wurde das ganze Gesicht verbrannt, so daß es nur durch ein Wunder dem Tode entrann. Die Brandspuren minderten sich zwar, wie das Mädchen älter wurde, allein es zeigten sich später Folgen des erlittenen heftigen Schreckens, epileptische Zufälle. Ein junger Mann, Jugendfreund dieses Mädchens, liebte dasselbe auf's leidenschaftlichste, und heirathete es, trotz diesen bekannten Zufällen, im Jahr 1830, und lebte bis 1835 in glücklicher Ehe. Indessen hatte er, besorgt wegen der Zufälle seiner Frau, das Kamn mit einem Sitter umgeben lassen, welches die junge Frau stets wegzuhaben wünschte. Eines Tages, als der Gatte einige Stunden von Hause abwesend und die Magd ebenfalls ausgegangen war, nahm die Frau das Sitter weg. Als der Mann nach Hause kam, ließ ihm ein brandiger Geruch sogleich schreckliches ahnen. Sein unglückliches Weib war, mit ihrem Kinde auf dem Arme, in ihrem epileptischen Anfall in's Feuer gestürzt, und gräßlich verbrannt, indem die Flamme ihre Brust und Haupt verzehrte. Mit ihr hatte das Kind, von den krampfhaft geschlossenen Ar-

men der Mutter eingepreßt, dieselbe Marter erdulden müssen. Es wurde, zwar noch lebend, weggenommen, zum Glück für das arme Kind, starb es aber nach einigen Stunden. Der Gatte war außer sich vor Verzweiflung. Beide Gegenstände seiner Liebe wurden in einem Sarge zur Erde bestattet.

Das Todtengewölbe in Cöln.

Mathias Staupitz, der Sohn des Dr. Staupitz, der, obwohl er Katholik blieb, im Jahr 1518 Luther in Augsburg vertheidigte, war gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts Bürgermeister in Cöln, ein reicher Mann und der Gatte einer lebenswürdigen zart gestitteten Frau. Nun geschah es, daß eine sehr schöne Jungfrau in sein Haus zog, deren Vormund er geworden, und dem lebenslustigen Bürgermeister geschieht sein Bündel, Adelheid Winburger, über die Maßen, so daß es in seinem Herzen streitig bergieng. Adelheid aber hatte einen Geliebten, Johannes Volt, der die Rechtsgelehrsamkeit zu seinem Studium erwählte und eben hoffte, eine Anstellung in Cöln zu erhalten, um dann seine geliebte Adelheid heim zu führen. Unterdeß gab er Unterriech in allerlei Wissenschaften und ernährte sich redlich, erübrigte auch noch manchen Gulden, womit er seinen Bruder, Konrad Volt, unterstützte, der Satrissan in Cöln war, aber von seiner Stelle sich nur kümmerlich nährete, da er sich früh verheirathete, sein redliches Weib ihm schon zwei Kinder gebar und eben das dritte ihm verhieß.

Der Bürgermeister Staupitz aber konnte den Johannes Volt, aus sündlichem Grunde nicht leiden, und er ergrimmete, als seine Gattin sich der Liebenden annahm. Er wußte es dahin zu bringen, daß der Jüngling nicht allein seine Hoffnung auf die Anstellung verlor, sondern sich endlich gar genöthigt sah, Cöln zu verlassen, so daß auch der arme Konrad Volt auf seines Bruders Säckel nicht mehr rechnen konnte.

In Staupitzens Hause kehrte der Unfriede ein und Adelheid ließ den Bürgermeister mehr Verachtung als Liebe bemerken, während seine Gattin im Stillen litt und endlich erkrankte. Unzufrieden mit seinen Verhältnissen und mit innern Wormürfen gegen sich selbst kämpfend, kam nun eines

solche Mutter
war noch so
liche Ferkel
nach einem
über sich ne
hände, seine
zur Erde zu
Gin.
nd die
er Blick,
urg durchs
schickst
in Edin, an
er lebte
Zun gelich
rau in sein
geworden,
meister ge
indurgen,
nem Her
ber hont
der die
adium es
Anstellung
e gellebte
gab ee
n und et
och man
Bruder,
Sakristen
Stelle sich
früh des
im schon
ritte ihn
er sonnt
m Grunde
als seine
ahn. Er
er Jüng
auf die
dlich gor
so daß
es Bru
mante.
Unfriede
verweilte
en, müß
und als
nen Her
lissa ges
an uns



Das Todtengewölbe in Edin.

Abends tranken nach Hause und trat so zu dem Krankenbett der Gattin mit heftigen Reden, die der Aerger und Rauch ihm eingaben. Die Kranke erschrak so sehr darüber daß sie nach wenigen Stunden verschied.

Mit Entsetzen erkannte am nächsten Tage Staupitz seine Frevelthat, fühlte den schweren Verlust, den er erlitten; die Reue in ihm war gränzenlos, so daß er beschloß, seine Stelle aufzugeben und in einem Kloster abzubüßen was er verschuldet. Seine Gattin aber ließ er mit hoher Pracht bestatten, all ihren Schmuck gab er ihr mit, und in einem reich verzierten Sarge, mit Glasfenstern oben auf, wurde sie in einem Gewölbe der Cathedrale beigesetzt.

Der Begräbnis-Tag schloß mit einem stürmischen November-Abend und in dem ungestümen Wetter kehrte Konrad Volt heim nach einem vergeblichen Versuch, ob ein Pfandleiher, dem er vor Kurzem ein goldenes Schauffüß brachte, ihm darauf nicht noch einen Gulden borgen wolle. Zu Hause angekommen, fand er sein Weib der Entbindung nahe — und er hatte kein Mittel, die schweren Stunden ihr zu erleichtern. Eilend begab er sich wieder fort die Wehmutter zu rufen, diese aber, seinen Mangel kennend, ging nur unter der Bedingung mit, daß er noch heut ihr die Gebühren bezahle oder ihr ein Pfand dafür gebe. Als er die Frau zur Thür seines kleinen Hauses eingelassen hatte, blieb er draußen, schwer bekommen nach Athem ringend. Da schlug die große Thurm-Uhr der Cathedrale eben Eils, und plötzlich zuckte der Gedanke in ihm auf: was soll die Todte mit dem Schmuck, wenn die Noth der Lebendigen seiner bedarf? Dieser Gedanke wurde zu rascher That; er holte den Schlüssel zum Gewölbe, eine Blendlaterne und Werkzeuge zur Eröffnung des Sarges. Bald stand er, vor Aufregung seiner Sinne kaum mächtig, in dem Todten-Gewölbe, und erbrach den Sarge der Frau Bürgermeisterin Staupitz. Wie er starr hinschaute auf die Verblüthene, die er bei ihrem Leben immer sehr geschätzt, war es ihm, als bewegten sich ihre Züge; doch höhnte er sich selber und meinte: die Phantasie nehme die Parthie seines Gewissens, um ihn abzuschrecken — und doch konnte er eines Fröstelns durch alle Glieder sich nicht erwehren. Er sah gar nicht mehr auf die Leiche, nur auf den abgehobenen De-

ckel, denn alle Glieder zitterten ihm jetzt fest verhaft. Fest griff er nach der Hand der Todten, ihr die Ringe zu nehmen — heizliger Gott! er fühlte sich gefaßt, gehalten, wandte sich im höchsten Entsetzen ab und stand doch Anfangs wie gebannt; dann aber riß er seine Hand zurück, stürzte mit der Kraft der Verzweiflung aus dem Gewölbe, und rannte so nach seinem Hause, ohne daß ihm einfiel, er müsse das Gewölbe wieder verschließen. „Konrad!“ rief es plötzlich neben ihm — es war die Stimme des Bruders Johannes, und Jener lag fast ohnmächtig in seinen Armen. Johannes erzählte ihm, daß er von dem Tode der Frau Katharina gehört, und die Sorge um Uebels heid habe ihn zurück getrieben nach Eöln; denn er fürchte jetzt um so mehr für sie und seine Liebe. Konrad aber verstand fast nichts von dem Bericht, ihn drängte es, seinem Johannes zu bekennen, was er gethan, und was geschehen: Diesem theilte sich das Entsetzen Konrads mit, doch, muthig freien Selbes, wie er war, sprach er, als sey er plötzlich entzückt: „Ermanne dich, Konrad, geh zum Bürgermeister und verkündige ihm: die Todten ständen auf, er möge als bald zum Todtengewölbe kommen; ich selbst eile dorthin! — und darnach schritt er auch schon vorwärts.“

Staupitz, der in diesem Augenblick wenig mehr erfuhr, als jene Worte des Johannes Volt, war erschrocken, doch zugleich belebt von freudiger Ahnung; und als Adelheid, durch den Lärmen mitten in der Nacht geweckt, herzu trat und die Kunde vernahm, ließ auch sie sich weder von Abmahnungen noch von dem Unwetter zurückhalten, mit nach dem Todtengewölbe zu gehen. Als sie dort anlangten, fanden sie Katharina, vom Scheintode zur Befinnung zurückgekehrt, auf der Stufe einer Nische sitzend und Johannes beschäftigt, sie mit Tropfen Weins zu stärken, dessen er in seinem Reisebündel bei sich trug. Staupitz, vor Freude außer sich, sank zu den Füßen der Gattin, und pries laut Gott den Herrn, der seine geliebte Katharina zurückführte, ihm die Hölle vom Herzen zu nehmen. Konrad Volt aber war so zermalmt von der Begebenheit, daß er in Schmerz und Reue Alles astand, wie es sich begeben, und sich dem Gerichte ausliefern wollte. „Der Strafe darf ich euch nicht entziehen“, sprach Stau-

ylg; „werde jedoch eifrig sorgen, daß euch das Gesetz milde sey, denn ihr waret ein Werkzeug der Rettung. Euer Hausstand aber soll fortan nicht mehr so bedrückt seyn. Segen euch, Johannes“, — der sich bescheiden zurückgezogen hatte — „bekenne auch ich gern meine Schuld und will sie ernstlich tilgen“. Dies sprechend umarmte er den Jüngling, nahm dann seine Hand und die Adelheld's, legte sie in einander und segnete ihren Bund mit den Worten: „Euch führte der Allmächtige wunderbar an heiligere Stätte wieder zusammen, er wird bei Euch seyn bis an das Ende Euerer Tage“!

Marie Fenwick.

(Wahre Geschichte aus dem Volksleben.)

Auf dem Markte zu Berwick sah man oft ein sehr hübsches Mädchen bei einem Vorrath von Gemüse, Butter und Eiern stink und freundlich beschäftigt, und um sie her standen viele Käufer und Käuferinnen, denen leicht anzusehen war, wie sehr das Mädchen mit ihrer treuherzigen Weise, strengen Sittlichkeit und eben so strengen, aber redlichen Rechnung allen gefiel. Es war Marie Fenwick, die Tochter eines Pächters in der Nähe der Stadt. Ihr Vater hatte viel Sorge und Mühe nöthig, um neben dem schweren Pachtzins noch das Sümmlchen zu erübrigen, das er zum Unterhalt für sich und drei Kinder bedurfte. Seine gute Frau ließ der Himmel lang auf dem Krankenlager, ehe er sie zu sich nahm, so daß der Pächter, da Marie noch nicht herangewachsen war, mehr als sonst fremde Hülfe herbeirufen und oben drein viele Schillinge für die immer gehoffte Genesung seines wackern Weibes zahlen mußte, bis deren Begräbniß auch noch Kosten machte. So gerieth er in Schulden, die, ob auch die Summen Vielen gering genug erscheinen mochte, ihn sehr drückten. Nun wuchs Marie aber recht gedehlich heran und der häusliche Sinn der Mutter war über sie gekommen, so daß sie bald der Wirthschaft mit jubendlicher Rüstigkeit nachhalf. Der alte Fenwick hatte in seiner Jugend auch Manches gelernt und dies brachte er seinen Kindern bei, so daß diese gebildeter waren, als sie es gewesen seyn würden, hätten sie nur den länglichen Unterricht des englischen Dorfschullehrers genossen.

Es konnte nicht fehlen, daß die hübsche Marie Fenwick, wenn sie die Erzeugnisse der Pachtung auf dem Markte verkaufte, die Augen der Berwicker Stutzer auf sich zog, die indeß gar nicht einzustimmen wußten, wenn man in der Stadt von Mariens Trefflichkeit sprach; die jungen Herren nannten sie schnippisch und trübselig. Unter ihnen befand sich auch Richard Mansel, der Sohn rechtschaffener, auch nicht unbesmittelter Eltern, die aber an Richard sich ihren Gram zugezogen hatten. Er war ohne rechten Trieb zur Arbeit, aber voll Lust zu leichtsinnigen und noch ärgeren Streichen; die Eltern hatten ihn deshalb von sich entfernt und er stand als Kaufmannsdienener in einem bedeutenden Handelshause. Dieser Richard kam auch öfter in recht artiger Zudringlichkeit zu Mariens Marktstätte, und da sie ihn nicht weniger als zuvorkommend behandelte, so wurde bei dem jungen Mann das Herz immer heißer, so daß er zuletzt seinen Eltern erklärte: er könne und wolle nicht leben, wenn Marie Fenwick nicht die Seinige würde. Nun war Richard im Uebermaß von der Natur wohlwollend genug beschenkt; dies und die Unverdroffenheit mit der er sich um sie bemühte, hatten endlich bei Marien eine Neigung erweckt, mit der sie zwar kräftig kämpfte, weil sie den schlimmen Ruf des jungen Mannes wohl kannte; aber eben an diesem schlimmen Ruf schärfte sich auch ihre Neigung in dem Gedanken: daß Richard gewiß nicht verloren gehe, wenn er sich an ein treues Herz halten könne.

So im geheimen Zwiespalt mit sich selbst, geschah es, als sie sich einst vom Markte heim wandte, daß sie mit ihrem Last-Esel, dem die Gemüse-Körbe aufgedeckt waren, an dem Hause vorüber mußte, wo Richard's Eltern wohnten, und ihre Augen thaten einen einsigen Blick dorthin. Da war es ihr, als sähe sie seine Mutter weinend am Fenster stehen; erschrocken wandte sie den Blick zu Boden, hörte aber bald eilende Tritte hinter sich, sah sich bald von Richard's Vater angehalten, der sie lebentlich bat, einen Augenblick in sein Haus zu treten; denn er wolle nicht längen, daß er heut sehnlich erwartet, bis sie vorüber käme, und sie werde alten, tiefgesenkten Eltern ein Gespräch der Beruhigung nicht verweigern. Wie mit Purpur übergossen stand Marie — war es Schreck, Verwirrung oder Hoffnung? wer mag's mit einem Wort sagen, was in dem Mädchen vorgleng. Ihre erste That war indeß offenbar ein Anschicken

zur Flucht, der alte Mansel aber zog sie halb mit Gewalt, halb mit begütigender Rede zurück, ins Haus, ins Zimmer, wo sie neben der Mutter auch Richard fand. Zu Mariens Füßen sinkend, überstürzten sich von selten Lippen die glühendsten Betherungen und Schwüre der Liebe, und die Eltern sprachen dazwischen von ihrer Ueberzeugung, ihr Sohn werde sich an ihrem so ehrenwerthen Ruf, an ihrer Hand aufrichten zur Stetigkeit im Guten und sie den Segen gewinnen einer ganzen Familie den Segen gebracht zu haben. Marie stand da, so betroffen, daß sie nur unter Thränen entgegen konnte: „Ich will's meinem Vater vertrauen!“ und jetzt wieder erstarrt, war sie zu einem nähern Versprechen durchaus nicht zu bewegen.

Kaum zu Hause angelangt, warf sie sich weinend an des Vaters Brust, und erzählte, wenn auch nur mit halben Worten, was sich mit ihr begeben. Der alte Fenwick schüttelte bedenklich sein graues Haupt und sagte: „Mir gefällt der Richard nicht! Wer so früh mit der Sünde verkehrte, der wendet sich gar zu gern von grader Straße wieder zu den ihm behaglichen Irrewegen.“ Es währte gar nicht lange, da kam Richard mit den Eltern auf die Pachtung, und der alte Fenwick sah scharf genug in Mariens Herz, so daß er gegen die Bestürmung zuletzt mit dem ruhigen Wort nicht mehr aufkommen konnte, und Marie wechselte bald darnach mit Richard den Verlobungsring.

Richard Mansel erklärte sich nun für den diesseits glücklichsten Menschen auf Erden, gab sich auch eine Weile den Anstrich der Besserung, und vor Allem wollte er die Hochzeit beeilt wissen, wogegen Marie sich sträubte, bis sie später nachgab mit folgender Bedingung: „Richard, dein Unglück waren besonders Kartenspiel und Würfel; ein halbes Jahr hast du zu meiner Freude beide gemieden; thu' es noch ein halbes Jahr, dann will ich mich dir vertrauen, bis der Tod uns trennt.“ Richard murkte zwar ein wenig, doch fügte er sich in Mariens Ernst und meinte hochfahrend: „Wer einmal so lange die Verführung von sich gemiesen, sey gegen sie gewaffnet.“ Aber Schelme, sagt das Sprichwort, halten's bei der Ehrbarkeit nur aus, wenn sie schlaffen. Nicht undeutlich ergab sich bald aus seinem Betragen, daß er sich, wie er in seinen Gedanken meinte, für zu hochstehend

ansah, um Hofmeistereien zu busben; auch hatte er schon dies und jenes an Mariens Schlichtheit auszusetzen, und wollte rasch eine Stadtdame aus ihr machen; dem Allen widerstand Marie, ward aber bedenkllicher. Nun kam eine neue Gesellschaft von Spielern nach Berrwick, Richard vergaß seines Wortes, spielte und verlor den größten Theil des Geldes, das seine Eltern ihm zur häuslichen Einrichtung gegeben hatten. Marie erfuhr es, ward aber dennoch gerührt von Richards Bitten, die er in Schmerz und Verzweiflung aussprach, sie vergab ihm — war aber nach wenigen Wochen in derselben Lage. Unter Thränen und Seufzern verlebte sie ihre Tage und würde das Verhältniß zu dem Leichtsinningen aufgegeben haben, wenn nicht seine alten Eltern mit ihrem Kummer stets wieder dazwischen gekommen wären, und diese hatte sie sehr lieb gewonnen.

In der letzten Zeit war Marie nicht mehr auf den Markt gezogen — denn dagegen hatte Richard gleich Anfangs, selbst mit eifersüchtiger Gluth, sich aufgelehnt; einer ihrer Brüder, der nun kräftig und Landwirth genug war, übernahm dies Geschäft. Doch sagte Marie immer, wenn er zurückkehrte, denn immer brachte er schreckende Nachrichten über Richard mit, der auch schon viel seltener sie zu besuchen kam. Des halb war es Marie ganz recht, daß der alte Fenwick, da der Schulmeister des Dorfes starb und Jenem dessen Stelle angetragen wurde, dieselbe annahm; sie bezog nun mit dem Vater das Schulhaus und theilte ihre Sorge zwischen Vater und Brüder.

Zu allen üblen Nachrichten über Richard verlautete nun auch noch, daß er in das Netz einer jungen Schauspielerin gefallen sey, mit der er sich schon weit verstrickt, so daß es hieß: er wollte sich heirathen und Schauspieler werden. Da gab es nun allerdings heftige Auftritte, wenn Richard je zumellen noch im Schulhause einsprach, und der alte Fenwick für den Gram seiner Tochter das Wort nahm. Sichtlich war es auch, daß Richard nur kam, um Gelegenheit zu ertrotzen, daß Marie ihm sein Wort zurückgäbe, und er der gesetzlichen Entschädigung nicht verfallte.

Zu der Zeit erkrankte Richards Mutter, und Marie gieng öfter, wenn sie irgend von Hause abkommen konnte, nach Berrwick, um jene zu pflegen und zu trösten, obwohl

sie des Trostes selber bedürftig war. Nach einem solchen Gange zur Stadt kam sie einft sehr spät in höchster Aufregung zu ihrem Vater heim; bald darauf, es war schon gegen Mitternacht, wurden die Brüder nach dem Schulhause gerufen, und am andern Morgen begleitete der alte Fenwick seine Marie nach dem Postgebäude in Berrwick, gab ihr seinen Segen mit den Worten: „Lerne vergessen und sey so glücklich, wie du es verdienst!“ — und in wenigen Minuten war sie auf dem Wege nach London.

Sie hatte dort einen Ohelm, der ihr eine Stelle im Hause des Lord E** verschaffte, wo sie über die jüngern Kinder die Aufsicht führte. Auch hier war sie bald so beliebt, daß der Lord, dem der Posten eines Gouverneurs in Indien übertragen wurde, sagte: es würde ihn und seine ganze Familie herzlich freuen, wenn sie sich entschließen könnte, mit ihnen zu reisen. Marie willigte ein, wenn ihr Vater es zugeben wolle, und dieser that es, freilich mit Schmerz, doch auch mit dem Trost, daß es ihr ja wohl gehe im Hause des Lords. Die Abfahrt nach Indien verzögerte sich indeß wegen ungünstigen Windes; man wartete von Tage zu Tage, aber noch immer vergebens. Da empfing Marie von Hause einen Brief, den sie in Schrecken und Thränen las.

Richard Mansel war angeklagt, vor längerer Zeit einen falschen Spieler, der ihm sein Geld abnahm, ermordet zu haben. Jack Osborne — so hieß dieser Spieler — gerieth mit Richard damals in Streit, das wußte man, es kam sogar zur Schlägerei. Da indeß Jack Osborne bald darnach verschwunden war, glaubte Jeder, er habe sich zu seinen Ränken einen andern Ort erwählt und Niemand kümmerte sich weiter um den Taugenichts. Es kamen aber Fragen nach ihm, es wurde ausgemittelt, daß Berrwick der letzte Ort gewesen, wo man ihn gesehen, und in der Untersuchung sollte ermittelt seyn, daß Richard Mansel der letzte war, der mit Jack Osborne gesprochen, und in Heftigkeit gesprochen habe. Dazu fand man bei Richard ein Paar Pistolen, die als sonstiges Eigenthum Jack's erkannt wurden, und die Aussage: er habe sie von Jack Osborne als Zahlung einer Spielschuld empfangen, fand keinen Glauben.

Nachdem durch die eingeleitete Untersuchung der Vorfall Stadtgespräch geworden,

traten zwei Männer auf mit dem Zeugniß: sie wären am Abend des Tages, wo man Osborne zuletzt gesehen, außerhalb der Stadt an einem Gebüsch vorübergegangen, hätten ein Schreien und Gestöhn gehört, da es aber plötzlich still geworden, hätten sie sich nicht weiter darum gekümmert, weil sie ohnehin Eile zu ihrem Geschäft nöthig gehabt. Bei der Nachsuchung fand sich Osborne's Leichnam, an dem, wegen des trocknen Bodens in welchem er eingescharrt lag, die Kleider fast unverfehrt geblieben waren. Und als nun gar ein dritter Zeuge auftrat, aussagend, er habe am bezeichneten Abend, dem des dreißigsten Septembers, in jener Gegend Osborne mit einem Mann gesehen, der ihm Richard Mansel zu seyn erschienen, so war es Allen außer Zweifel, daß er der Mörder sey. Er selbst, da er erkannte, daß diese Aussagen sein Keugnen überwältigten, begab sich zuletzt alles Einspruchs, und nur seinem, dem Jammer fast erliegenden alten Vater machte er endlich, nach sichbarem harten Kampfe, das Geständniß: Marie Fenwick allein könne seine Unschuld darthun; er wolle aber lieber sterben, als der von ihm so vielfach gekränkten noch einmal gegenüber stehend; auch habe sie England längst verlassen, und ihn ereile die Strafe für seine Untreue.

Der Brief, den Marie erhalten, war vom dem Vater Mansel. Kaum daß sie ihn gelesen, stürzte sie zu Lord E**, vertraute ihm das Nöthigste und dieser selbst machte Anstalt, daß sie so eilend als möglich in Berrwick ein treffen konnte. Tages nach ihrer Ankunft erschienen sie vor Gericht, geführt von ihrem alten Vater, und wie sie an die Schranken trat, erhob sich ein Gemurmel des Staunens: sie war schöner noch als zuvor und hatte an edler Haltung gewonnen. Doch wie sie sprechen wollte, vermochte sie es nicht; ihr Blick hatte entdeckt, daß neben ihr Richard stand, in tiefer Niedergeschlagenheit, die Hände vor sich hin gefaltet. Sie hob die Blicke zu Gott hinauf, man sah es, daß sie Stärkung suche im Gebet, und dann sprach sie mit fester Stimme: „Richard Mansel kann zur angegebenen Zeit Jack Osborne nicht ermordet haben, da er eben in diesen Stunden sich mit mir auf der Straße nach E** getroffen, an der entgegengesetzten Seite von Berrwick.“

„Und woher wißt Ihr so genau die Stunde, und wie wollt Ihr uns überzeu-

gen, daß Ihr Euch nicht irrt? Euer Wort allein kann hier nicht genügen!" sprach der Staats-Anwalt.

Marie Fenwick schweig einen Augenblick, ein schmerzlicher Kampf gieng in ihr vor, fieberhaft hob sich ihre Brust. Dann zog sie rasch ein kleines Taschenbuch aus ihrem Busen, reichte es dem Anwalt und sprach mit bebender Stimme: „Leset, wo ich gezeichnet habe! — Es war ein älteres Bändchen ihres Tagebuchs, worin sie eben nicht die Begebenheiten jedes Tages, wohl aber die für ihr Leben wichtigsten einzutragen pflegte. Der Anwalt las:

„Der dreihundzwanzigste September — es war der härteste Tag meines Lebens und Gott möge helfen, daß ich dies einst mit Ruhe lese. Ich war nach Berwick gegangen, um Richards Mutter einige Arznei zu bringen und mit ihr zu sprechen, daß sie sich nicht ganz verlassen fühle auf ihrem harten Krankenlager. Ich blieb bis gegen acht Uhr Abends, ich konnte mich nur schwer von ihr trennen. Die Dämmerung war schon eingebrochen, und ich beehrte mich die Heimath zu erreichen. Da stand plötzlich Richard vor mir, der mich sonst zu begleiten pflegte, sich aber nach und nach immer weniger um mich bekümmert hatte. Jetzt hielt er mich auf, sagte mit den bittersten Worten, daß er mich gar nicht zur Frau haben möge, und forderte von mir den Verlobungsring. Ich hatte Fassung genug, ihm zu antworten: „Ich erhielt diesen Ring Angesichts deiner Aeltern und meiner Familie; nur vor diesen Zeugen werde ich ihn zurückgeben.“ Er wurde wüthend, drohte, und bat dann wieder, Alles durcheinander, so daß unser Gespräch sich in die Länge zog, da ich noch einmal ihm in's Gewissen redete. Er gerieth ganz außer sich, und weil mich Angst befiel, suchte ich ihm zu entkommen; er aber vers folgte mich, schlug nach mir, wenn er mich erreichte, und ich strengte alle Kräfte an, mich vor ihm zu retten; bald jedoch fühlte ich mich ermattet, er holte mich ein, umfaßte mich gewaltsam. Eine Weile mag ich mit ihm gerungen haben, dann sank ich ohnmächtig hin. Als ich wieder erwachte, war ich allein, der Ring mir genommen; ich erholte mich, hörte von unserer Thurmuhre zehn schlagen und erkannte, daß ich in der Nähe unseres Dorfes war. Sobald es meine Kräfte erlaubten, stürzte ich nach Hause,

sank zusammen in den Armen meines guten Vaters, dessen Warnungen ach! nur zu hart in Erfüllung gegangen waren. Ich armes, unglückliches Mädchen! — doch Gott wolle Richard vergeben und ihn auf bessern Weg leiten.“

Marie veränderte, während der Anwalt las, mehrmals die Farbe und sie wäre ungesunken, hätte nicht ihr Vater im rechten Augenblick die Sinkende unterstützt. Als nun der Anwalt schwieg, brachen unter den Richtern und der ganzen Versammlung Worte der Rührung und Bewunderung aus. Man harrete, bis die so schwer Mißhandelte wieder einige Haltung errungen hatte, dann sprach der Anwalt mit untern drückter Bewegung: „Marie Fenwick, das ist ein vollkommenes Alibi und spricht Richard Mansel frei von der gegen ihn erhobenen Anklage. Ihr selbst aber seid von ihm mißhandelt, und ich frage Euch demnach, ob Ihr Euer Recht in Anspruch nehmen wollt?“

Marie entgegnete mit Behemuth: „Nein! Richard Mansel hat doch eher sterben wollen, als daß er mich hier sähe, mit diesem Geständniß hier sähe. Ich bitte Gott, er möge dies eine Erschütterung seyn lassen, in der er endlich den Weg der Reue und Besserung festhält; ich habe ihm von ganzem Herzen vergeben.“

Im lautesten Jubel des Entzückens ward Marie Fenwick nach dem Hause ihres Vaters begleitet und bis zu ihrer Abreise beiseite eiferte sich Jeder, sich zu ihr zu drängen, ihr Alles anzubieten, was sie möge oder bedürfe. Mit stiller Dankbarkeit erfreute sie sich der allgemeinen Theilnahme, Wünsche hatte sie nicht.

Unter denen, die aus dem Gerichtssaal ihr gefolgt waren, befand sich auch ein junger Mann, ein Landgeistlicher dem Anssehen nach: er hielt sich von fern, schien keines Wortes mächtig, doch verwandte er kein Auge von Marien, und nur, als sie Allen gedankt und geäußert hatte: sie reise noch in dieser Nacht zurück, da ihr Gebieter, Lord T**, ihrretwegen seine Reise nach Indien aufgeschoben habe, war der junge Mann plötzlich verschwunden.

Marie kam in London an und als sie in des Lords Haus trat, stand jener junge Mann vor ihr und bat, den Blick zu Boden gewendet, sie möge ihm behülflich seyn zu

einer Audienz bei Lord T**, der, großer Geschäfte halber, von einem Fremden sich nicht wolle sprechen lassen. Marie hatte ihn damals bemerkt und erkannte ihn nicht ohne Verlegenheit wieder. In dem Augenblick kam ihr Lord T**, von ihrer Wiederkehr erfreut, mit der ganzen Familie entgegen, und der junge Mann stand mitten darunter, so daß endlich der Lord aufmerksam wurde und sich feinentwegen erkundigte. Der Fremde nahm das Wort und sprach: „Ew. Herrlichkeit, ich habe eben Marie Fenwick ersucht, mir den Weg zu einer Audienz bei Euch zu zeigen!“ Der Lord sah bald auf ihn bald auf Marien, die vor dem zweifelhaft fragenden Blick erröthete, und trat dann mit dem jungen Mann in das Sprechzimmer. Kurz darauf ließ der Lord Marien rufen; er war allein. „Es scheint Gottes Wille nicht,“ sprach er, „daß Ihr uns nach Indien begleiten sollt. Der hübsche Fremde, jüngerer Sohn aus einem achtbaren Hause, kommt nur Eurentwegen, will Eurentwegen mit nach Indien; indeß dünkte ich, da seine Person und seine ihn reichlich ernährende Pfürnde sehr annehmbar sind, Ihr schenket ihm die weite Reise und nehmt es mir nicht übel, wenn ich, gedrängt von meinen eigenen Angelegenheiten, so geradezu mit Euch spreche; denn ich halte den Antrag des jungen Mannes für eine vom Himmel gesandte Vergeltung Eurer schweren Trübsale.“ Marie schüttelte schmerzlich ihr Haupt und gestand aufrichtig: daß jeder Gedanke an eine Heirath sie erschrecke. Aber der junge Mann, Arthur

Wallstone, ging wirklich mit nach Indien; er bewarb sich dort so ausdauernd und insig um Marien, daß sie endlich mit ihm zurückkehrte und als seine Gattin in der Nähe ihres Geburtsorts sehr glücklich lebt. Von Richard Mansel aber hat man nie wieder etwas gehört, und der Mörder Osborne's blieb unentdeckt

Ihr Criminalrichter.

„Ein trunkener Mund
Macht Wahrheit kund!“

Last dies ihr Richter, Euch zu Herzen dringen;
Wollt ihr Verbrecher zum Gesändniß bringen,
Last, statt des Wassers, künftig Wein,
Im Kerker ihr Getränke seyn.

Napoleons Urtheil über den Zweikampf.

Napoleon war kein Freund vom Zweikampf, und äußerte seinen ganzen Unwillen darüber, wenn er ihm bekannt wurde. So fiel ein Zweikampf zu Burgos, in Spanien, im Jahr 1808 zwischen dem Adjutanten des Königs Joseph (welchem den 6. Juni 1808 die Krone Spaniens zugetheilt wurde) dem General Franceschi und dem Obersten Fllangieri, welcher Oberst der Leibwache Joseph's war, vor. Beide waren Stallmeister, und beide stritten sich um die erste Stallmeisterstelle. Der General Franceschi war geblieben, und beide schlugen sich wegen ihres Grades in der Stallmeisteruniform, um nicht gegen die Militärhierarchie zu verstößen. Napoleon war bei der ersten Nachricht davon sehr betroffen, und gab Befehl, sogleich Fllangieri holen zu lassen, und ihn vor ihn zu bringen. Als er vortrat, sprach Napoleon: „Zweikämpfe, Zweikämpfe! Immer nichts als Zweikämpfe! Ich will keine, ich muß sie bestrafen. Sie wissen daß ich sie verabscheue.“ — „Stellen Sie mich vor Gericht, wenn Sie es wollen, aber hören Sie mich an.“ — „Was können Sie Besworfkopf, mir sagen? Ich habe Ihnen schon Ihre Schlägeret mit Saint-Simon verziehen (dieser war tödtlich von ihm verwundet worden, blieb jedoch am Leben); dieß kann nicht wieder geschehen. — Ja, ich kann es nicht wieder im Augenblicke eines neuen Feldzuges, wo die größte Eintracht herrschen sollte. Dieses hat einen sehr nachtheiligen Einfluß! Ja, Sie haben ein Besworfkopf, — ein schönes Unternehmen. Sehen Sie, was Sie gemacht haben. Joseph braucht gute Offiziere, und Sie entreißen ihm auf einmal zwei: Franceschi, den Sie umgebracht haben, und sich selbst, da Sie nicht länger in seinen Diensten bleiben können. Entfernen Sie sich, reisen Sie fort. Begeben Sie sich als Gefangener nach der Citadelle von Turin; hier erwarten Sie meine Befehle. Oder lassen Sie sich auch durch Murat zurück fordern; er weiß wie es ist; er hat auch Besuw in seinem Kopfe. Er wird Sie gut aufnehmen. — Fort, reisen Sie auf der Stelle ab.“ — Noch am Abend vor dem Entkleiden rief Napoleon: Zweikämpfe sind eine Abscheulichkeit, sie sind der Muth der Cannibalen!“

Die höchsten Bauwerke der Natur und Kunst auf unserer Erde.

Gegenüberstehendes Bild soll unsern Lesern eine Idee von den verschiedenen Höhen geben, die auf unserm Erdball anzutreffen sind, und wovon wir einige der merkwürdigsten anführen wollen.

Wer staunt nicht, wenn er die durch Menschenhände aufgeführten künstlichen Bauwerke betrachtet, worunter unser prachtvolles Münstergebäude einen der ersten Plätze einnimmt. Aber was sind alle diese Kunstschöpfungen der Menschen gegen die schreckhaft erhabenen Werke der Natur! Wie viele Münster müßten aufeinandergehürmt werden um die Riesenfelsenmassen der höchsten Gebirge zu erreichen? —

Nehmen wir an, unser Münster sey 500 Fuß hoch, obwohl die verschiedenen vorgenommenen Messungen nicht miteinander übereinstimmen, denn nach den Messungen des Hrn. Andreas Silbermann, ehemaligen Rathes am großen Senat zu Straßburg, wäre die Höhe desselben 490 Fuß 3 Zoll 6 Linien (alte Straßburger Fuß), so ist dieß immer eine bedeutende Höhe, und eines der höchsten Bauwerke in Europa; es wird nur durch eine der ägyptischen Pyramiden, die 30 Fuß höher ist, übertroffen. Auf unserm Bilde ist die Spitze des Münsters mit der Ziffer 1, und die zwei Gipfel der Pyramiden, zur Seite der Münster Spitze, mit der Ziffer 2 bezeichnet. Von hier an werden unsere Leser auf der linken Seite einen verkleinerten Maasstab mit 26 Abtheilungen bemerken; jede derselben möge ungefähr 1000 Fuß betragen, während der untere Raum, worauf das Münster abgebildet ist, nur zu 500 Fuß anzusehen ist.

Versuchen wir es jetzt, ein aufsteigendes Verhältniß anschaulich zu machen. Der Wasenberg (3), bei Niederbrunn, hat eine Höhe von 1236 Fuß; die das niederrheinische Departement begränzenden Vogesen (4) worunter der Wasberg, bei Buchweiler merkwürdig ist, wegen seiner Kegelform, er ist jedoch nur 750 hoch, wechselt mit einer Höhe von ungefähr 1800 bis 2000 Fuß; der Mänelstein (5), beim Dillenberg, ist 2466 Fuß hoch; der Schneeberg (6), hinter Wasgenheim, hat 2700; der Champ-du-Feu, (Hochfeld) und der Donon (7), 3261 Fuß.

Unter den merkwürdigen Bergen in der Schweiz führen wir die Höhe des großen Sankt-Vernhardsberg (8) an, über welchen bekanntlich Bonaparte im Jahr 1800, vom 15. bis zum 21. Mai, mit 20 Halbbbrigaden Infanterie und 14

Regimentern Reiterei nach Italien zog; diese beträgt 8246 Fuß. Nach ihm kommt der Montblanc (9) in Savoyen, höchster Berg der alten Welt, welcher 14,700 Fuß hoch ist. Bekanntlich ist der Montblanc schon mehrmals erstiegen worden, aber noch betrat kein menschlicher Fuß eine größere Höhe als Alexander Humboldt, welcher im südlichen Amerika auf dem Chimborasso (10), der 20,000 Fuß hoch ist, 18,000 erstieg. Auch ist noch kein Sterblicher auf die Höhe des Himelaya (11) in Asien gekommen, die auf 25,000 Fuß geschätzt wird, und nur der Franzose Gay-Lussac, flog in einem Luftballen, im Jahr 1814, 1000 Fuß höher als der Chimborasso; also immer noch etwa 4000 Fuß niedriger als der Himelaya.

Was ist ein 6 Fuß hoher Mensch in Vergleich mit diesen Höhen; nicht einmal ein Staubchen, das im Sonnenschein sichtbar ist. Sie rufen uns zu: Mensch, tasse nieder, bewundere und bete an die Allmacht des Schöpfers in der Natur, Weg mit dem Eigendünkel, weg mit lächerlichem Hochmuth. Du bist Staub, und wirst wieder zu Staub werden. Nur mit deinem Geiste allein vermogst du alle diese Höhen zu überflügeln!

Größe und Bevölkerung der Welttheile überhaupt.

| | Quadrat-Meilen. | Einwohner. |
|----------------------|-----------------|------------|
| Asia | 168,000 | 580 Mil. |
| Europa | 153,000 | 178 |
| Afrika | 530,000 | 100 |
| Amerika | 750,000 | 50 |
| Australien | 170,000 | 4 |

Wie viel Platz wäre noch auf Erden, wenn man den Menschen Gelegenheit gäbe, den noch unbemüht liegenden Boden zu bepflanzen.

Größe und Bevölkerung der europäischen Länder insbesondere.

| | Quadrat-Meilen | Einwohner. |
|---|----------------|------------|
| Dänemark mit den Inseln | 2,868 | 1,746,000 |
| Deutsche Länder | 4,360 | 12,140,000 |
| Frankreich | 10,264 | 32,000,000 |
| England, Schottland u. Irland | 5,554 | 22,000,000 |
| Holland, Belgien u. Luxembourq. | 1,164 | 5,600,000 |
| Italien | 5,762 | 20,000,000 |
| Oestreichische Monarchie | 12,153 | 30,000,000 |
| Portugal | 1,932 | 3,000,000 |
| Preussische Monarchie | 5,014 | 12,000,000 |
| Russland | 72,838 | 50,000,000 |
| Polen | 2,293 | 4,000,000 |
| Schweiz | 857 | 1,600,000 |
| Spanien | 8,446 | 10,600,000 |
| Türkei (die europäische) | 8,225 | 9,600,000 |

Berghöhen in verschiedenen Welttheilen.



allen py die
 man be die
 Berg in den
 ist. Schmelz
 ermt ohne
 umfliche für
 r Humbel.
 den Eimle
 od 11. 18.000
 wiche auf de
 gen ghemme
 unt nur der
 dem Zeitliche
 als der Höhe
 1000 Fuß is

 in Berg
 Stunden.
 Sie rufen ab
 here und ha
 der Natur
 licherliche
 wirt wieder
 G-isse allen
 fängel.

 Welttheil

 amster.
 380 272.
 178
 100
 50
 4
 um man bei
 ngt liegen

 pphichen

 Tinnoben.
 1.740.000
 12.140.000
 12.000.000
 12.000.000
 5.200.000
 10.000.000
 10.000.000
 3.000.000
 12.000.000
 50.000.000
 4.000.000
 1.000.000
 10.000.000
 2.000.000

Verwegenheit eines Hindu einen Tiger zu erlegen.

In der Umgegend von Wandivasch und Singe (Ostindien) haufen die Tiger in sehr großer Anzahl, und einige Eingeborne des Landes führen mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit und Unererschrockenheit einen Vertilgungskrieg gegen sie. Ein Reisender erzählt in seinem Tagebuch solch eine Tigersjagd folgendermaßen: „Einige Tage nach unserer Ankunft wurde uns Morgens angezeigt, daß ein Königstiger in einer Mäslah (Mullah's sind weit ausgebreitete Kaschen oder Sümpfe, welche aber nach der Regenzeit sich ganz trocken legen) nur eine kleine Stunde von der Stadt, aufgespürt worden sey. Zugleich mit dieser Nachricht meldete man uns auch, daß sich schon ein Eingeborner anschickte, sich hinaus zu begeben, um diesen Tiger zu bekämpfen. Wir beschleiden diesen sogleich, um uns mit ihm zu verabreden, dieses Schauspiel zu sehen. Es war ein kleiner, untersehter Mann, nervig und lebhaft, und der Ausdruck seines Gesichtes zeigte seltene Entschlossenheit und festen Muth. Ganz nackt, bis auf eine grobe Hofe, die ihn von den Hüften bis zur Hälfte der Schenkel bedeckte, war er mit einem schweren, sogenannten Hirschfänger bewaffnet, dessen glänzende Klinge wie die eines Barbiermessers geschliffen war, und am linken Arm trug er einen kleinen Schild von beiläufig 18 Zoll im Durchmesser, mit Leder überzogen, mit kupfernen Nägeln eingefaßt und mit einer Spitze versehen, ebenfalls von Kupfer, welche aus der Mitte der convexen Oberfläche hervorragte. Meine Freunde und ich folgten mit dem kühnen Hindu und seinen Gefährten, der Spur des in der Mullah eingeschlafenen Tigers. Wir hatten, was uns betrifft, nicht die mindeste Furcht, da wir wohl wußten, daß der Tiger eine von Natur seltsame Bestie ist, der seinen Feind nicht angreift, und daß er übrigens vorzugsweise sich auf seine Landsleute wirft. Bald erreichten wir die Stelle, und entdeckten am entgegengesetzten äußersten Ende den prächtigen Tiger, der sich an der Sonne wärmte. Er war von außerordentlicher Größe, ich sah niemals einen stärkeren. Der Raum der Mullah war zwar ziemlich beschränkt. Doch bot ihr Bett ein beinahe flaches Erdreich, und somit eis-

nen, unserm kypfernen Jäger ganz und gar günstigen Kampfplatz. An dessen Rande angelangt, sprang er hinein, ein gellendes Geschrei ausstoßend, um seinen schlaftrunkenen Feind aufzuwecken. Als der Tiger den Jäger langsam herankommen sah, richtete er sich auf den Vorderpfoten auf und stieß ein entsetzliches Geheul aus, und wie der Hindu immer mehr sich näherte, fieng das Thier an während seine Seiten mit dem Schweife zu schlagen; man sah, daß es daß Verwirrende seiner Lage empfand. Unser Jäger schritt dennoch kaltblütig vorwärts, und bei jedem seiner Schritte verdoppelte sich der Grimm der Bestie; endlich kauerte sie sich auf die Fäßen, augenscheinlich, um sich in Verzweiflung auf den Angreifer zu stürzen. Der Hindu hielt an; jetzt hob der Tiger nach einer kurzen Ruhe drohend den Kopf empor, und einen Schrei machend, der weder seinem Geheule noch dem Murren eines belämmerten Hundes ähnlich schien, that er einen Sprung vorwärts und warf sich auf seinen Feind. Dieser bog sich also gleich nieder, fieng mit seinem ledernen Schilde die Pfoten des Tigers auf, stieß ihm den Hirschfänger in den Bauch und fiel unter denselben, doch dergestalt, daß der Kopf und fast der ganze Leib von den Hinterfüßen des Raubthieres frei blieben, welches jetzt zurückwich, aber zu spät. Der Hindu hatte ebenfalls seine vorige Stellung wieder eingenommen, aber sich, nach einem Stiche mit dem Hirschfänger in die Gurgel, der es tödlich niederstreckte, mit Blitzesschnelle aus dessen Sprungweite entfernt, um im Nothfall noch einen neuen Angriff zu machen. Allein den Tiger hatte der letzte Stoß wirklich getödtet, und als wir uns für versichert hielten, daß er nun außer Stand sey, uns das geringste Uebel zuzufügen, stiegen wir auch in die Mullah hinab. Die erste Wunde, die er in der Weiche erhalten hatte, war schrecklich, die Eingeweide waren zerrissen, und der untere Theil des Herzens durchstoßen.

Der Hindu, auf seinen gefährlichen Sieg jetzt ganz stolz, zog dem Tiger alsogleich das Fell ab, was er mit einer besondern Fertigkeit vollbrachte, und lud die königliche Haut auf seine Schultern. Wir gaben ihm 3 Pagoden (Goldmünzen) für das Schauspiel, dessen Genuß er uns gewährt hatte, welche Belohnung ihn ganz entzückte.“

Jacques Vermanon,

ein merkwürdiger Pariser Bettler.

Jacques Vermanon, welcher den Kirchengängern von Notre-Dame Weihwasser zu reichen pflegte, und von dem die Journale der Restaurations-Periode oft gesprochen haben, war ein kleiner, buckeliger Zwerg, höchstens dritthalb Fuß hoch, der über zwei, an einen winzigen Körper befestigten Armen, einen ungeheuern Kopf schaukelte. Dieser Körper hatte keine eigentlichen Beine, sondern nur zwei riesenmäßige Füße, deren Knöchel aus der Gegend der Weichen hervorkamen. Hoch auf einen Schemel gepflanzt, welcher ihn gegen die Kälte schützte, und ihn außerdem den Eintretenden bemerkbar machte — denn viele würden an ihm vorübergegangen seyn, ohne nur daran zu denken, so tief auf die Erde zu blicken — sagte Jacques Vermanon seine lateinischen Gebete mit einer Eleganz in der Diktion, und einer Reinheit in der Aussprache her, wie man es unter Leuten seines Standes und Gewerbes selten anzutreffen pflegt. Er radbreche nie die lateinischen Worte des Vaters-Moster und des Ave Maria, und gab jeder Formel des Credo einen Ausdruck, welcher augenscheinlich bewies, daß er den Inhalt seiner Worte verstand. Auch bemerkte man, daß er nicht ohne eine gewisse Eleganz den Damen seinen mit Silber ausgelegten, elfenbeinernen Weihwedel reichte und vor ihnen mit vielem Anstand seinen stets reinlich gehaltenen und zierlich frisürten Lockenkopf verneigte; was seine Kleidungen anbelangte, so bestand dieselbe in einem grünen Oberrock, welcher immer neu, glänzend, ohne Flecken, und sehr weit war, so daß der ganze Mann darin so ziemlich ausfiel, wie ein auf einen mit grünem Tuch bedeckten Tische, gestellter Kopf. — Unter den Personen, welche Jacques Vermanon, Almosen gaben, und ihre Finger指尖 an seinem gesegneten Weihwedel neigten, befand sich auch ein ganzes Pensionat junger Mädchen, welches von Madame R., die gegenwärtig noch lebt, geleitet wurde. — Unter der Reihe von entzückenden weiblichen Gestalten, welche diese Anstalt aufzuweisen hatte, bemerkte man besonders eine junge, blonde, blasse Engländerin, deren schöne Haare sich in prächtiger Lockenfülle unter ihrem Hute hervor-

drängte, wie sehr sie sich auch Mühe geben mochte, dieselben darunter zu verstecken. Es war eine arme Waise, für welche fünfzehn Jahre lang, eine unbekannt Person, mit großer Genauigkeit die nicht unbeträchtlichen Pensionsgelder bezahlte, und außerdem noch so viel hinzu gefügt hatte, als nöthig war, um die Privatsunden des Musiklehrers zu berichtigen, was für das junge Mädchen nicht verloren war, denn es hatte binnen kurzer Zeit große Fortschritte in der Musik gemacht. Die Musik bemächtigte sich daher ganz dieser jungen, zärtlichen Seele, und wenn Miß Jenny, so hieß die junge Engländerin, vor ihrem Piano saß, und ihm harmonische Töne entlockte, vergaß sie, daß niemals die Stimme einer liebenden Mutter, ihr die süßen Worte: Meine Tochter! zugerufen hatte. So oft die Pension für Miß Jenny der Madame R. bezahlt wurde, war eine kleine Summe Geldes für sie selbst beigelegt, und Jacques Vermanon, den das junge Mädchen zu ihrem Liebling auserkoren, empfing von dieser Summe einen guten Theil. Da sie kein lebendes Wesen, und durchaus nichts auf der Welt hatte, was sie hätte lieben können, nicht einmal einen Hund, hatte sie eine Art von Zuneigung zu diesem armfältigen Geschöpfe gefaßt, welches auch fast eben so verlassen, als sie selbst war. Neben den gewöhnlichen Almosen eines Zehnsousstückes erhielt Jacques Vermanon jeden Sonntag regelmäßig von Miß Jenny Hemden, Halstücher, und tausend von jenen Kleinigkeiten, welche die jungen Mädchen in der Pension in ihren einsamen und müßigen Stunden verfertigten. Das Gebetbuch des Bettlers war daher mit papernen Kreuzen, und ausgeschnittenen Bildern angefüllt; das Buch lag in einem schönen Beutel von grünem Taffet, und auf der ersten Seite des Bandes las man: Am 15. April 1818, von Miß Jenny R. geschenkt an Jacques Vermanon. — Zu schildern, wie sehr Jacques Vermanon die junge Engländerin liebte, wäre unmöglich; denn was er für sie fühlte, war mehr als Dankbarkeit und Zärtlichkeit, es war für ihn ein Kultus, eine Religion. Wenn die Stunde herbeikam, wo das Pensionat der Madame R. sich gewöhnlich in die Kirche begab, sah man ihn auf seinem Schemel erblicken, und sich unruhig hin und her bewegen, und ganz vergessen, den Eintretenden seinen

Weihwibel hinzuhalten, streckte er den Kopf so weit als möglich nach der Kirchthüre vor, um die jungen Mädchen schon aus der Ferne zu beobachten. Hörte er endlich das Geräusch ihrer Tritte, und das Gesüßter ihrer Stimmen, so röthete sich seine blasse Stirne wie Purpur, ein kalter Schweiß trof auf seine Hände nieder, und alle die mißgestalteten Gliedmaßen seines Leibes verzerrten sich krampfhaft. Wenn dann Miß Jenny an ihm vorübergieng, wenn er ihre Geschenke empfing, wenn sie ihm mit ihrer sanfter Stimme guten Tag sagte, dann pochte sein Herz in so starken Schlägen, als wollte es seine Brust zersprengen, und er kniete nieder, indem er Gebete herstammelte, wobei er aber nicht mehr wußte, ob es Gott oder jener Engel sey, den er in seinem Herzen anbetete.

Eines Tages kam Miß Jenny in die Kirche, mit Thränen in den schönen Augen, ein unaussprechlicher Kummer malte sich in allen ihren Zügen, als wenn ihr ein großes Leid widerfahren wäre. Jacques, sagte sie zu dem Bettler, ich kann dir fernhin nichts mehr geben, denn ich bin eine arme Waise geworden, und noch ärmer als du. Seit einem Jahre hat Madam N. nichts mehr von meinen unbekanntem Söhnen gehört; sie hat es immer vor mir geheim gehalten, aber durch Zufall habe ich es gestern erfahren. Ich bin ein armes Mädchen, das man aus Mitleid nicht verstoßen will; aber ich habe gestern meinen Musiklehrer verabschieden müssen.“ — Nach diesen Worten gieng sie vorüber und kniete unter ihren Mitschülerinnen vor dem Altar nieder. Des andern Tages waren bei der Pförtnerin der Mad. N. 2000 Fr. deponirt, ohne daß man die Person gesehen, welche sie gebracht hatte. Auf dem Beutel, worin das Geld enthalten stand: für Miß Jenny R.... Dieß dauerte 3 Jahre so fort, während welcher Miß Jenny, die ihre frühere Ruhe und Fröhlichkeit wieder gefunden hatte, und auch wieder in den Besitz ihres Piano gekommen war, niemals versäumte jeden Sonntag ihrem Schützling ein Zehnsoustück und die andern kleinen Geschenke zu geben, woran sie ihn gewöhnt hatte. Nach Verlauf dieser Zeit wurde Jacques Permonon krank und kam nicht mehr in die Kirche. Miß Jenny war sehr betrübt darüber, ihn nicht mehr zu sehen, und er-

hielt von Mad. N. die Erlaubniß, ihn in Begleitung einer Aufseherin zu besuchen. Mit vieler Mühe fand sie die Wohnung Jacques Permonon's und trat endlich in ein schwarzes, schlecht verwahrtes Dackzimmer, wo sie Jacques auf einem elenden Strohsack liegen fand. Jacques wurde beim Anblick Jenny's so gerührt, daß er die Besinnung verlor und es ihn beinahe das Leben gekostet hätte. — Kind, sagte er endlich, als er wieder zu sich gekommen war, Jesus und die heilige Jungfrau schicken Sie hieher, um mir mein Ende glücklich und sanft zu machen. Wenn ich Sie nicht mehr gesehen hätte, wäre ich mit verzweifeltm Herzen gestorben. Jetzt preise ich Gott und seine unendliche Güte. Bei diesen Worten zog er ein sorgfältig versiegeltes Papier unter seinem Kopfkissen hervor, überreichte es dem jungen Mädchen, und nahm ihr das Versprechen ab, daß sie es sorgfältig aufbewahren, und erst nach seinem Tode erblicken sollte; „Das ist mein letzter Wille, den ich erfüllt sehen möchte, wenn ich nicht mehr am Leben bin. Wenn Sie es nicht thun, wer sonst in der Welt sollte wohl darauf denken, den letzten Willen eines armen Bettlers zu erfüllen?“ Jenny versprach ihrem Schützling Alles was er verlangte, und als sie am folgenden Tage ihren Besuch erneuerte, fand sie ihn mit dem Tode ringend. Er starb wenige Augenblicke nach ihrer Ankunft. Die schöne Hand Miß Jenny's in seinen kümmerlichen Händen haltend. Den Tag darauf öffnete Miß Jenny mit nassen Augen und betrübtem Herzen über den Verlust ihres armen Jacques das geheimnißvolle Papier, welches nachstehenden Brief enthielt: „Versügen Sie sich mit Mad. N. zu Hrn. D., Notar in der Rue-Montmartre, welcher Ihnen ein wichtiges Papier mittheilen wird. Unterzeichner Jacques Permonon.“ — Dieses Papier war ein Vermächtniß an Miß Jenny von 100,000 Fr. in Gold und Bankbillets, welche Jacques vierzehn Tage vor seinem Tode, als er sich krank zu fühlen anfing, zu dem Notar getragen hatte. Reich und schön fand Miß Jenny bald zahlreiche Bewerber, unter denen sie, Dank der mütterlichen Fürsorge der Mad. N., den redlichsten und besten zu ihrem Gatten wählte.



Der Räuberhauptmann Schubry.

Der Räuberhauptmann Schubry.

(Mit einer großen Abbildung.)

Im verfloffenen Jahre erregten die kühnen Unternehmungen einer Räuberbande in den östreichischen Staaten, und besonders in Ungarn, vieles Aufsehen, und die öffentlichen Blätter erzählten fast ungläubliche Thaten von derselben. Zwei dicke Bände sind so eben darüber erschienen, aus denen wir einiges ausziehen und hier mittheilen.

Schubry ist in der Stadt Hünfkirchen geboren, und der Sohn eines Berbers, der sich durch eine besondere Zubereitung des Saffianlebers ein beträchtliches Vermögen erwarb. Von seiner frühesten Jugend an zeigte er eine Kühnheit und Verwegenheit, die seinen Vatern oft Besorgnisse einflößte. Wüthige Schlägereien die er bei jeder Gelegenheit mit den Kindern der adelichen Gutsbesitzer anfang, bewogen seinen Vater, ihn nach Deutschland auf eine Universität zu schicken, wo er sich ebenfalls gegen seine Kameraden durch Ueberlegenheit in seinen Studien aber auch durch seinen Rauffinn auszeichnete. Als Anführer eines Studenten-Aufstands mußte er die Universität verlassen. Er gieng kurze Zeit nach Schweden, und da es ihm dorten an Geld mangelte, wußte er sich auf unerlaubte Art durch Plünderung eines vornehmen Reisenden Geld zu verschaffen. Er verließ bald darauf Schweden, trieb sich in Deutschland unter andern Namen umher, und arbeitete an einem Plane zur Bildung einer Räuberbande, die er nach einem zugleich kriegerischen, furchtgebietenden, und einigermaßen poetischen, aber fantastischem Zuge bilden wollte.

Durch seine überredende enthusiastische Sprache konnte es nicht fehlen, daß sich bald mehrere feurige, unordentlich lebende und verschuldete junge Leute, Studenten, Unteroffiziere, an ihn angeschlossen. Selbst junge reiche Erben folgten diesem tollen Plane, und zogen unter Schobert's Leitung nach den östreichischen Staaten, um von dort nach Ungarn zu gehen, und die weitläufig von einander gelegenen ungarischen Güterbesitzer, Fürsten, Grafen und Baronen auszubeuten.

Manches Wagstück war schon unter Schubry's Anleitung ausgeführt worden, ohne daß Grausamkeiten oder absichtliche Mordthaten dabei vorgefallen wären, als er durch seine Verbindungen die er überall hatte, erfuhr, daß ein gräßlicher tyrannischer Sohn seinen Vater gezwungen habe, den zweiten Bruder zu enterben, dieser durch allerlei Ränke vermocht worden sey, nach Wlger zu gehen, um dort desto leichter auf dem Wege geschafft werden zu können. Dem Was-

ter meldete man nach einiger Zeit, der Sohn sey dort von den Beduinen ermordet worden, welche Nachricht den alten Grafen so erschütterte, daß er gefährlich krank wurde. Dieß benutzte der schlaue Sohn, mit Geldbestechungen dessen wirklichen Tod verbreiten zu lassen, während dem er den alten schwachen Mann in Geheim verschonte, und ihn nur durch sorgliche Nahrung, die ihm durch einen Vertrauten seiner Niedrträchtigkeit gereicht wurde, noch das Leben fristete, in der Hoffnung, daß der Gram ihn bald tödten werde. Dieser schändliche Sohn schwelgte indes auf seinem Erbschlosse.

Schubry faßte den Plan, dieses Schloß zu überfallen, den Vater zu befreien, den schlechten Sohn fest zu nehmen, und dessen Schandthaten an den Tag zu bringen. Zu gleicher Zeit mußten einige seiner gewandtesten und vertrautesten Mitglieder in der Bande den Oberrichter des Bezirks jener Gegend unter einem scheinbaren Verwond aus der Stadt locken, und ihn dann, gütwillig oder mit Gewalt, auf jenes Schloß führen, um Augenzeuge von allem was dort vorkommen würde zu seyn. Dieß wurde alles in der Stille ausgeführt. Bei der Ankunft des Oberrichters im Schlosse machte Schubry denselben mit Allem bekannt, ließ den Schuldigen und denjenigen, welchen er so grausam behandelt und alles entzogen hatte, vorführen, und von dem Richter verhören. Die Thatfachen sprachen zu laut, als daß nicht der Richter sich von der Wahrheit überzeugen sollte. Hierauf gab sich Schubry demselben als Hauptmann seiner gefürchteten Bande zu erkennen, versicherte den Richter, er werde wohlbehalten wieder in die Nähe seiner Stadt gebracht werden, aber er müsse schwören, daß Vorgefallene sogleich gerichtlich betreiben zu lassen, indes der Schuldeladene im Schlosse gefänglich verwahrt würde. — Der Oberrichter versprach es, beschwor aber seinerseits Schubry seinen gefährlichen Stand aufzugeben, indem seine Pflicht gebiete, in der Folge auch gegen ihn zu handeln. Schubry versprach es; die Bande entfernte sich aus der Gegend, und bald darauf wurde der Graf und sein enterbter Sohn wieder gerichtlich in den Besitz des Schlosses Ekötely eingesetzt, und der unmenschliche bösbaste Sohn verurtheilt, im Kerker sein Leben zu beschließen.

Schubry kehrte wieder zu seinen Räubern zurück, zufrieden auch einmal eine gute That vollbracht zu haben; denn längst schon sah er ein, daß es ihm unmöglich sey, mit einer so starken Bande diejenige Ordnung zu erhalten, auf die er so streng hielt. So lange ihr Geldvorrath nicht

erschöpft war, und sie dem Landvolk und einzelnen Bauerhöfen ihre Lebensbedürfnisse bezahlen konnten, war nichts ernsthaftes für sie zu fürchten, allein wenn die Räubereien und Bedrückungen, wobei Mordthaten schwer zu vermeiden sind, sich häufen würden, konnten zusammengezogene Militär-Streifereien denselben bald ein Ziel setzen, und die Räuber ihrer Bestrafung nicht entgehen. Schubry sann daher auf Mittel, diesem unruhigen Leben sobald wie möglich zu entsagen, und eine andere ehrenvollere, minder gefährliche Lebensweise zu ergreifen. So leicht sollte ihm dieß aber nicht werden, und es mußte noch manches Menschenleben kosten, ehe er seinen Entschluß ausführen konnte.

Es war gegen Ende des Monats Januar 1837 als ein großer Theil seiner Bande sich nahe am Plattensee im Freien, am Saume eines großen Waldes, gelagert hatte, sie waren beschäftigt, ein erlegtes Wildschwein, Hefe und Hasen zu einem Mahle zuzubereiten, und an ihren Kadestöcken über dem Feuer zu braten, indes andere in großen Kesseln Suppe und Fleisch kochten. Da kamen die ausgerückten Kundschafter mit der Nachricht, daß Militär im Anzuge sey. Es währte nicht lange so überzeugten sich die Räuber daß ihre Begier in harter Anzahl waren, und von mehreren Seiten aus gegen sie anrückten.

Kamaraden! rief Schubry, jetzt gilt es, siegen oder sterben! — Ein heftiges Flinten- und Pistolenfeuer begann, die großen Hunde der Räuber wurden auf die Soldaten gehetzt, aber immer näher drangen die überlegenen Soldaten. Die Räuber wehrten sich im wüthenden Handgemenge, und Schubry, neben dem seine Leute rechts und links von den Kugeln getroffen, niederfielen, kämpfte wie ein Löwe. Eine Menge Soldaten, ebenfalls tödtlich verwundet stürzten, aber auch der Häupter wurde schnell geschickt, denn von 50 Schlugen sich nur noch 20 mit ihrem Hauptmann gegen ihre Angreifer, und eben holte ein riesiger Ungar zu einem kräftigen Hiebe nach dem Kopfe Schubry's aus, der mit einem andern eben so kühnen Feind rang, als ein Räuber, der verwundet am Boden lag, die Gesahr seines Hauptmanns bemerkte, und mit einem Pistolenschusse in denselben Augenblicke ihn niederschoss. Nur noch fünfzehn Räuber sah Schubry um sich, aber auch die Schaar der Angreifer war gelichtet, jedoch immer noch fünf gegen einen. Da bemerkte der Hauptmann noch einen Ausweg, warf mit furchtbaren Säbelhieben die Wenigen nieder, die ihm im Wege waren, und mit Mühe entkam der kleine Rest dem blu-

tigen Wahplage, und waren bald, der Gegend kundig, durch einen Sumpf im Walde vor ihren Verfolgern in Sicherheit, wo sie einige Augenblicke, von Anstrengung und Hunger ermüdet, ausruhen konnten.

Indem sie sich über das Gefährliche ihrer Lage unterredeten, sagte der Hauptmann: „Der heutige Tag scheint uns unser Ende bringen zu wollen, denn kein anderer Ausweg zu Flucht ist mehr übrig, als zu Wasser über den See zu entkommen. Nun, lebend sollen sie uns wenigstens nicht bekommen, wenn jener Kahn, der dort im Schilf versteckt ist, uns fassen kann. Auf, laßt uns unsere Rettung auf dem Wasser suchen!“

Und die Räuber stürzten sich in das Schilf, waten im Sumpf und erreichten den Kahn, dessen Kette und Schloß sie zersprengten. Die Räuber lagen dabei und rasch stießen sie ab, um recht bald die Höhe des See's zu gewinnen. Es war die höchste Zeit, denn schon zeigten sich nicht weit von ihrem Einschiffungsplatz einzelne Feldjäger, die mit ihren Kugelbüchsen die Flüchtigen zu erreichen suchten, doch bald war das Bot durch die Anstrengung der Räuber aus dem Gesichte, und Schubry richtete den Lauf des Kahns nach dem östlichen Ufer, wo er wußte daß ein vertrauter Fischer an einer einsamen Gegend seine Wohnung hatte. Ohne Unfall errichteten sie mit einbrechender Nacht, die Fieberhütte, um einen Theil der Nacht daselbst auszuruhen. Hier konnte aber natürlich ihres Bleibens nicht seyn, und schon vor Tagesanbruch brachen sie auf und suchten das waldige Gebirge zu gewinnen, um sich in den Ruinen einer Burg zu verbergen, die drei Stunden davon auf alle Fälle als ein Versammlungsort angewiesen war, woselbst auch eine geheime Niederlage von Waffen und Munition sich befand indem daselbst von den ihnen ergebenen Leuten Vorräthe angelegt waren. Die Zugänge zu dieser Burg, umgeben von Waldungen und schroffen Felsen, boten selbst ein Mittel zur Vertheidigung dar. Sollte man sie hier aufführen, so war freilich an keine Flucht mehr zu denken, aber sie waren aufs äußerste gefaßt, und entschlossen sich nicht lebendig ergreifen zu lassen, da Tod ohne dieß ihr unvermeidlicher Lohn seyn würde.

Einige Tage verfloßen indes ruhig, welche diese zehn, dem Tode gewissten Menschen anwandten, um sich in ihrem Versteck zu verbarstieren. Aber am dritten Tage wimmelte es in der Umgegend von Streif-Militär.

Schubry hatte sich eben in einem verfallenen Bogensfenster traurig niedergesetzt, das mißliche seiner Lage fühlend. Es war in der Mitte des

Der Räuberhauptmann Schubry.

(Mit einer großen Abbildung.)

Im verfloffenen Jahre erregten die kühnen Unternehmungen einer Räuberbande in den östreichischen Staaten, und besonders in Ungarn, vieles Aufsehen, und die öffentlichen Blätter erzählten fast ungläubliche Thaten von derselben. Zwei dicke Bände sind so eben darüber erschienen, aus denen wir einiges auszählen und hier mittheilen.

Schubry ist in der Stadt Fünfkirchen geboren, und der Sohn eines Gerbers, der sich durch eine besondere Zubereitung des Safranlebers ein beträchtliches Vermögen erwarb. Von seiner frühesten Jugend an zeigte er eine Kühnheit und Verwegenheit, die seinen Aeltern oft Besorgnisse einflößte. Blutige Schlägereien die er bei jeder Gelegenheit mit den Kindern der adelichen Gutsbesitzer anfang, bewogen seinen Vater, ihn nach Deutschland auf eine Universität zu schicken, wo er sich ebenfalls gegen seine Kameraden durch Ueberlegenheit in seinen Studien aber auch durch seinen Rauffinn auszeichnete. Als Anführer eines Studenten-Auflaufs mußte er die Universität verlassen. Er gieng kurze Zeit nach Schweden, und da es ihm dorten an Geld mangelte, wußte er sich auf unerlaubte Art durch Plünderung eines vornehmen Reisenden Geld zu verschaffen. Er verließ bald darauf Schweden, trieb sich in Deutschland unter andern Namen umher, und arbeitete an einem Plane zur Bildung einer Räuberbande, die er nach einem zugleich kriegerischen, furchtgebietenden, und einigermaßen poetischen, aber fantastischem Fuße bilden wollte.

Durch seine überredende enthusiastische Sprache konnte es nicht fehlen, daß sich bald mehrere feurige, unordentlich lebende und verschuldete junge Leute, Studenten, Unteroffiziere, an ihn angeschlossen. Selbst junge reiche Erben folgten diesem tollen Plane, und zogen unter Schobert's Leitung nach den östreichischen Staaten, um von dort nach Ungarn zu gehen, und die weitläufig von einander gelegenen ungarischen Güterbesitzer, Fürsten, Grafen und Baronen auszubeuten.

Manches Wagstück war schon unter Schubry's Anleitung ausgeführt worden, ohne daß Grausamkeiten oder absichtliche Mordthaten dabei vorgefallen wären, als er durch seine Verbindungen die er überall hatte, erfuhr, daß ein gräßlicher tyrannischer Sohn seinen Vater gezwungen habe, den zweiten Bruder zu enterben, dieser durch allerlei Ränke vermocht worden sey, nach Algier zu gehen, um dort desto leichter aus dem Wege geschafft werden zu können. Dem Va-

ter meldete man nach einiger Zeit, der Sohn sey dort von den Beduinen ermordet worden, welche Nachricht den alten Grafen so erschütterte, daß er gefährlich krank wurde. Dieß benutzte der schlaue Sohn, mit Geldbestechungen dessen wirklichen Tod verbreiten zu lassen, während dem er den alten schwachen Mann in Geheim wahrte, und ihn nur durch kärgliche Nahrung, die ihm durch einen Vertrauten seiner Niederrichtigkeit gereicht wurde, noch das Leben fristete, in der Hoffnung, daß der Gram ihn bald tödten werde. Dieser schändliche Sohn schwelgte indeß auf seinem Erbschlosse.

Schubry faßte den Plan, dieses Schloß zu überfallen, den Vater zu befreien, den schlechten Sohn fest zu nehmen, und dessen Schandthaten an den Tag zu bringen. Zu gleicher Zeit mußten einige seiner gewandtesten und vertrautesten Glieder in der Hande den Oberrichter des Bezirks jener Gegend unter einem scheinbaren Vorwand aus der Stadt locken, und ihn dann, gutwillig oder mit Gewalt, auf jenes Schloß führen, um Augenzeuge von allem was dort vorfallen würde zu seyn. Dieß wurde alles in der Stille ausgeführt. Bei der Ankunft des Oberrichters im Schlosse machte Schubry denselben mit Allem bekannt, ließ den Schuldigen und denjenigen, welchen er so grausam behandelt und alles entzogen hatte, vorführen, und von dem Richter verhören. Die Thatfachen sprachen zu laut, als daß nicht der Richter sich von der Wahrheit überzeugen sollte. Hierauf gab sich Schubry demselben als Hauptmann seiner gefürchteten Bande zu erkennen, versicherte den Richter, er werde wohlbehalten wieder in die Nähe seiner Stadt gebracht werden, aber er müsse schwören, das Vorgefallene sogleich gerichtlich betreiben zu lassen, indeß der Schuldeladene im Schlosse gefänglich verwahrt würde. — Der Oberrichter versprach es, beschwor aber seinerseits Schubry seinen gefährlichen Stand aufzugeben, indem seine Pflicht gebiete, in der Folge auch gegen ihn zu handeln. Schubry versprach es; die Bande entfernte sich aus der Gegend, und bald darauf wurde der Graf und sein enterbter Sohn wieder gerichtlich in den Besitz des Schlosses Stötiely eingesetzt, und der unmenschliche boshafte Sohn verurtheilt, im Kerker sein Leben zu beschließen.

Schubry kehrte wieder zu seinen Räubern zurück, zufrieden auch einmal eine gute That vollbracht zu haben; denn längst schon sah er ein, daß es ihm unmöglich sey, mit einer so starken Bande diejenige Ordnung zu erhalten, auf die er so streng hielt. So lange ihr Geldvorrath nicht

erschöpft war, und sie dem Landvolk und einzelnen Bauerhöfen ihre Lebensbedürfnisse bezahlen konnten, war nichts ernsthaftes für sie zu fürchten, allein wenn die Räubereien und Bedrückungen, wobei Mordthaten schwer zu vermeiden sind, sich häufen würden, konnten zusammengezogene Militärs-Streifereien denselben bald ein Ziel setzen, und die Räuber ihrer Bestrafung nicht entgehen. Schubry sann daher auf Mittel, diesem unruhollen Leben sobald wie möglich zu entsagen, und eine andere ehrenvollere, minder gefährliche Lebensweise zu ergreifen. So leicht sollte ihm dieß aber nicht werden, und es mußte noch manches Menschenleben kosten, ehe er seinen Entschluß ausführen konnte.

Es war gegen Ende des Monats Januar 1837 als ein großer Theil seiner Bande sich nahe am Plattensee im Freien, am Saume eines großen Waldes, gelagert hatte, sie waren beschäftigt, ein erlegtes Wildschwein, Rehe und Hosen zu einem Mahle zuzubereiten, und an ihren Ladstöcken über dem Feuer zu braten, indeß andere in großen Kesseln Suppe und Fleisch kochten. Da kamen die ausgeschickten Kundschafter mit der Nachricht, daß Militärs im Anzuge sey. Es währte nicht lange so überzeugten sich die Räuber daß ihre Gegner in starker Anzahl waren, und von mehreren Seiten aus gegen sie anrückten.

Kamaraden! rief Schubry, jetzt gilt es, siegen oder sterben! — Ein heftiges Flinten- und Pistolenfeuer begann, die großen Hunde der Räuber wurden auf die Soldaten geheßt, aber immer näher drangen die überlegenen Soldaten. Die Räuber wehrten sich im wüthenden Handgemenge, und Schubry, neben dem seine Leute rechts und links von den Kugeln getroffen, niederfielen, kämpfte wie ein Löwe. Eine Menge Soldaten, ebenfals tödtlich verwundet stürzten, aber auch der Haufen Räuber wurde schnell gelichtet, denn von 50 schlugen sich nur noch 20 mit ihrem Hauptmann gegen ihre Angreifer, und eben holte ein riesiger Ungar zu einem kräftigen Hiebe nach dem Kopfe Schubry's aus, der mit einem andern eben so kühnen Feind rang, als ein Räuber, der verwundet am Boden lag, die Gefahr seines Hauptmanns bemerkte, und mit einem Pistolenschusse in demselben Augenblicke ihn niederschoss. Nur noch fünfzehn Räuber sah Schubry um sich, aber auch die Schaar der Angreifer war gelichtet, jedoch immer noch fünf gegen einen. Da bemerkte der Hauptmann noch einen Ausweg, warf mit furchtbaren Säbelhieben die Wenigen nieder, die ihm im Wege waren, und mit Mühe entkam der kleine Rest dem blu-

tigen Wahlplatze, und waren bald, der Gegend kundig, durch einen Sumpf im Walde vor ihren Verfolgern in Sicherheit, wo sie einige Augenblicke, von Anstrengung und Hunger ermüdet, ausruhen konnten.

Indem sie sich über das Gefährliche ihrer Lage unterredeten, sagte der Hauptmann: „Der heutige Tag scheint uns unser Ende bringen zu wollen, denn kein anderer Ausweg zu Flucht ist mehr übrig, als zu Wasser über den See zu entkommen. Nun, lebend sollen sie uns wenigstens nicht bekommen, wenn jener Kahn, der dort im Schilf versteckt ist, uns fassen kann. Auf, laßt uns unsere Rettung auf dem Wasser suchen!“

Und die Räuber stürzten sich in das Schilf, waten im Sumpf und erreichten den Kahn, dessen Kette und Schloß sie zersprengten. Die Ruder lagen dabei und rasch stießen sie ab, um recht bald die Höhe des See's zu gewinnen. Es war die höchste Zeit, denn schon zeigten sich nicht weit von ihrem Einschiffungsplatze einzelne Feldjäger, die mit ihren Kugelbüchsen die Flüchtigen zu erreichen suchten, doch bald war das Bot durch die Anstrengung der Ruderer aus dem Gesichte, und Schubry richtete den Lauf des Kahns nach dem östlichen Ufer, wo er wußte daß ein vertrauter Fischer an einer einsamen Gegend seine Wohnung hatte. Ohne Anfall errichteten sie mit einbrechender Nacht, die Fischerhütte, um einen Theil der Nacht daselbst auszuruhen. Hier konnte aber natürlich ihres Bleibens nicht seyn, und schon vor Tagesanbruch brachen sie auf und suchten das walbige Gebirge zu gewinnen, um sich in den Ruinen einer Burg zu verbergen, die drei Stunden davon auf alle Fälle als ein Versammlungsort angewiesen war, woselbst auch eine geheime Niederlage von Waffen und Munition sich befand, indem daselbst von den ihnen ergebenen Leuten Vorräthe angelegt waren. Die Zugänge zu dieser Burg, umgeben von Waldungen und schroffen Felsen, boten selbst ein Mittel zur Vertheidigung dar. Sollte man sie hier aufspüren, so war freilich an keine Flucht mehr zu denken, aber sie waren aufs äußerste gefaßt, und entschlossen sich nicht lebendig ergreifen zu lassen, da Tod ohnedieß ihr unvermeidlicher Lohn seyn würde.

Einige Tage verlossen indeß ruhig, welche diese zehn, dem Tode geweihten Menschen anwandten, um sich in ihrem Versteck zu verbarikadiren. Aber am dritten Tage wimmelte es in der Umgegend von Streif-Militär.

Schubry hatte sich eben in einem verfallenen Bogenfenster traurig niedergesetzt, das mißliche seiner Lage fühlend. Es war in der Mitte des

Februars 1837, ein rauhes Winterwetter, der Sturm pfiff durch die Trümmer der Ruine und die entlaubten Bäume, und Schneeflocken flogen schneidend umher, da kam athemlos ein Räuber und rief: „Hauptmann! es spuckt da unten im Walde; Husaren und Fußvolf ziehen heran, und es scheint, als ob wir von allen Seiten umzingelt wären.“

„Wir sind verloren, Hauptmann!“ riefen wieder andere Räuber, die herbei rannten. Es sind ein paar Tausend, welche einen Cordon um den Berg ziehen. Man hat uns aufgespürt.“

„Fürchtet ihr euch?“ fragte Schubry.

„Wir uns fürchten? Nimmermehr!“

„Die Kommissbrodritter werden rasend auf uns losgehen, denn auf den Kopf eines jeden von uns sind 100 Dukaten gesetzt, auf den meinigen sogar 500.“

„Wehe uns, sagte einer der Räuber, eine solche Macht ist noch nie wider uns ausgeschickt worden. Alle Ausgänge sind besetzt.“

Schubry befah sich noch einmal die errichteten Barrikaden; er wußte wohl, daß zur Flucht keine Möglichkeit mehr sey. „Jetzt wollen wir zeigen, daß wir zu sterben verstehen!“ Ruhig ertheilte er jetzt seinem Häuflein die letzten Befehle.

Alles vorräthige Schießgewehr wurde geladen, und jeder stellte sich an die Orte in dem verfallenen Gemäuer wo er sicher die Anrückenden treffen und selbst geschützt seyn konnte. Bald begann ein zahlreiches Feuer von außen: von den Räubern fehlte kein Schuß. Schubry, stets mit der brennenden Pfeife im Munde, ermunterte durch Zuruf und Austheilung der geladenen Waffen seine Leute; aber die Zahl der anstürmenden Feinde mehrte sich jede Minute, schon hatten sie die vorliegenden Barrikaden erstiegen, drangen in das Fonere ein, als Schubry mit seinen Unglücksgesährten sich in den letzten höchsten Punkt einer Thurmruine zurückzog. Hier hatte Schubry, durch seinen Lieutenant, unerschrocken wie er, einige Tonnen Pulver aufstellen lassen, im Vorgefühl seines Schicksals, und als die Stürmenden auch hier eindringen wollten, warf er die glimmende Pfeife auf die offene Lonne — eine fürchterliche Explosion erfolgte, der Rest des Thurms fiel vollends in Trümmer, und begrub Vertheidiger und Angreifer in einem einzigen schreckvollen Augenblick.

Nur ein Räuber überlebte diese Katastrophe!

So endete ein Mann, dessen Anlagen und Unerchrockenheit eine andere Richtung hätten nehmen sollen, um ihn zu einem Vorbild seiner Zeitgenossen zu machen.

Die Reise auf einem amerikanischen Dampfboote.

Wer schon Reisen auf den rheinischen Dampfschiffen gemacht hat, wird gewiß damit übereinstimmen, daß in Ansehung der eleganten und bequemen Einrichtung derselben, so wie der darauf herrschenden größten Keilichkeit, nichts zu wünschen übrig bleibt. Um so mehr muß es auffallen, wenn man Basil Hall's Beschreibung einer Reise nach den Vereinigten Staaten in Nordamerika liest, worin derselbe sehr launig seine Unfälle auf einem amerikanischen Dampfboote erzählt. Es war in den südlichen Staaten, in welche ihm diese widerfuhren. Etwa hundert Passagiere, auf einem der Ufer des Delaware ausgeschifft, waren, mittelst zehn oder zwölf enormen Wagen mit vier Pferden, auf die nächste Küste des Chesapeake transportirt worden. Da erwartete sie ein Dampfboot. Es war eine trübe und schwarze Nacht. Aber hören wir jetzt den Erzähler selbst:

Das Geräusch, daß der Rauch machte, indem er sich in dem langen Rohr des Dampfbootes drängte und verfieng, und die zahlreichen Funken, die von den unter dem Dampfessel angezündeten Stücken Holz aufflogen, kündigten uns an, daß man zur Abreise nur noch uns erwartete, die Wagen näherten sich dem Quai und setzten uns in einem Ocean von Schmutz und Schlamm ab, durch welchen wir waten mußten, um das Schiff zu erreichen. Unsere Füße würden ein schreckliches Schauspiel dargeboten haben, wenn wir nicht die Vorsicht gehabt hätten, sie in einer Art indischer Schuhe ohne Naht zu bergen, welche die beste Fußbekleidung sind, die ich kenne.

Als wir endlich uns an Bord befanden, entdeckten wir, daß mehr Passagiere als Plätze waren; kaum konnte man sich umwenden, ohne mit dem Ellenbogen an Brust oder Gesicht eines Nachbars anzustoßen, wohlverstanden nach seiner Größe; was die Stühle und Bänke betrifft, so hatten unsere glücklichen Vorläufer sie weggeschifft, und sie waren entfernt von dem Gedanken, sie uns anzubieten. Das Zimmer der Damen, in welches ich auch die meinigen einführte, athmete einen ganz schrecklichen Geruch und eine unerträgliche Hitze. Aber wenn man einmal sich dazwischen ergeben hat, den Fuß auf

ein Schiff zu sehen, so muß man auch seinem Geschnacke und seinem Willen entsagt haben; da giebt es kein anderes Mittel.

Die Damen saßen im Kreise in diesem Glüh-Ofen, ihre kleinen Körbchen auf den Knien; man konnte eine stoische Resignation auf ihren Gesichtern lesen, und nichts schien sie aus ihrer Stellung bringen zu können, als man ankündigte, daß das Abendsessen uns erwarte. Das ist auf den Dampfbooten ein um so wichtigeres Ereigniß, als dies so ungeduldig erwartete Mal uns erschein, um bald wieder zu verschwinden; wehe dem Säumigen! Raum hat man die Zeit gehabt, die Schüsseln zu zählen, was inzwischen keine lange Arbeit ist, so werden die Tische, wie mit einem Zauberschlage, durch drei oder vier aufwartende Neger mit beweglichen Fingern, Sklaven, wie man mir sagte, wieder weggenommen; wir waren nämlich in den Gränzen des Theils der Union angekommen, wo die Bevölkerung, die arbeitet, selbst den Namen der Freiheit nicht kennt.

Dem Abendessen folgte ein sehr belustigender Auftritt, eine Verlosung der Betten, oder richtiger gesagt, von Hamaks, wovon nur eins im Verhältnis zu drei Passagieren vorhanden war. Diese kleine Zahl wurde noch reduziert in Folge eines Ergriffs oder Vorrechts, welches das Logis der Damen vor dem der Herren geltend gemacht hatte; denn es ist in Amerika Regel, sich mit diesem erst dann zu beschäftigen, wenn die Frauen alle Bequemlichkeiten haben. Eine Reihe Billets, so viele, als die Zahl der Passagiere betrug, wurde in ein Kästchen gelegt; jedes Individuum des geringeren Geschlechts (des unsrigen) näherte sich, bezahlte seine Ueberfahrt und zog ein Billet. Wenn die Karte eine Nummer hatte, gut; der glückliche Sterbliche war nun gewiß, einen mit derselben Zahl befindlichen Hamak zu finden; aber wenn die Karte weiß, d. h. ohne Nummer war, dann wehe dem ermüdeten Reisenden! es blieb ihm nichts weiter übrig, als auf dem Berdecke irgend ein Bret zu suchen, um sich darauf auszustrecken.

Die Ziehung gieng unter allgemeiner Heiterkeit vor sich; man lachte, wie billig; diejenigen aus, die leere Karten zogen. Ich hatte das Glück, ein Bett zu erlangen, und das freute mich sehr, denn ich war schreck-

lich müde: keines der Bretter auf dem ganzen Schiffe hatte mir den schlechtesten Jamak aufzuliegen geschienen; der meinige trug die Nummer 36, was mich denn nach dem vordern Raume des Schiffs führte. Aber wie lange ist die Nacht am Bord eines Dampfschiffs, das mit Passagieren überladen ist!

In der Mitte meiner Kajüte stand ein geheizter Ofen, der ununterbrochen rauchte; dieser Rauch, mit dem des Tabaks, dem Geruch des Branntweins und der Menschen selbst verbunden, war das Schrecklichste, was sich jemals meinem Geruche dargeboten. Mein Unbehagen stieg noch, wo möglich, durch das laute Gespräch der Matrosen, und alle die Unterhaltungen der Passagiere ohne Hamak, die man überall fand, wie am Ufer des Erytreairende Schatzten, und die weder schlafen, noch Andere schlafen lassen wollten. Als endlich mein Unglück den höchsten Gipfel erreicht hatte, verließ ich mein Pandämonium, und stieg auf das Berdeck; ein empfindlicher Frost verjagte mich aber bald von diesem Posten, und trieb mich dahin zurück, von wo ich kam.

Die beständige Erschütterung der Maschine, das Geräusch des Rauches in der Röhre, der Lärm den man machte, indem man jeden Augenblick das Feuer mit neuem Brennstoff anschürte, das vermischte Geheul des Ingenieurs, des Steuermanns, des Kapitäns, und aller männlichen und weiblichen Wachenden, ohne noch von dem Rindergeschrei, und dem fortwährenden monotonen Schall der Räder, die das Wasser zur Rechten und zur Linken peitschen, zu sprechen, alles das, in meinem Kopfe sich drängend, ließ mich glauben, daß ich meine Vernunft verlöre, und sie niemals wieder erhalten würde. Und trotz aller dieser Prüfungen, will man, daß wir den Erfindern der Dampf-Maschinen und der Dampfboote, den Watts und Fulton's der vorhergehenden Generation, jeden Tag unsern Dank bringen! So sey es denn! — Denn diese Erfindung bleibt doch eine der außerordentlichsten, die die bürgerlichen Verhältnisse einst noch ganz umgestalten kann!

Unerschrockenheit eines Knaben.

Ein russischer Bauer, Namens Ivan Butanoff, in dem Dorfe Salmoff, fand Anfangs Juni 1835 eine seiner Kühe im Walde zerrissen, wodurch er ein reisendes Thier in der Gegend vermuthete und demselben nachzuspüren beschloß, um weiteres Unglück zu verhüten. In Folge dieses Entschlusses begab er sich den 9ten Juni mit seinem zwölfjährigen Enkel Jonas in den Wald. Dort begegneten sie, ehe sie es vermutheten, einem großen Bären, der gerade auf sie losging. Butanoff, seinem Enkel Muth einsprechend, wollte sein Gewehr auf den Bären losfeuern, dieses versagte aber und der Bär stürzte sich ergrimmt auf den Bauer, erfaßte ihn mit seinen Zähnen und fing an, ihn zu zerfleischen. Der kleine Jonas, dieß sehend und ermutigt durch das Hilfeschrei seines Großvaters, eilte mit einer Art zu dessen Vertheidigung herbei, schlug mit dem ersten Hiebe dem Bären ein Auge aus, beschädigte ihm mit einem zweiten das andere und spaltete ihm, als der dritte seinen Kopf gegen den Knaben aufrichtete, mit dem dritten Hiebe die Schnauze, worauf der Bär, den Alten loslassend, sich auf Jonas werfen wollte. Da er aber sein Gesicht verloren hatte, und mithin des Kleinen nicht habhaft werden konnte, kehrte er heulend und brummend wieder in das Dickicht des Waldes zurück. Der alte Butanoff schleppte sich bis zu einem Gesiräuche und der Knabe lief ins Dorf zu seinen Verwandten, die dem Verwundeten schnell die nöthige Hilfe leisteten. Der Alte hatte dreizehn schwere Wunden, auch war eine Sehne an seinem Fuße abgerissen, doch blieb er am Leben und genas nach kurzem Krankenlager. Den Bären fand man die nächsten Tage ungefähr fünfzig Klafter vom Kampfplatze todt am Boden liegend, seine Länge war über fünf Fuß. Der russische Minister des Innern berichtete diesen Vorfall an den Kaiser Nikolaus der den Befehl erließ, den Bauernknaben Jonas Butanoff für die Lebensrettung seines Großvaters und für seine Entschlossenheit und Furchtlosigkeit mit einer silbernen, am Vladimir-Bande im Knopfloch zu tragenden Medaille mit der Inschrift: „Für Rettung Verunglückter,“ zu belohnen, und sein Betragen in den öffentlichen Blättern bekannt zu machen.

Die Jagd bei den Alten.

Im Alterthume muß die Jagd auf wilde Thiere sehr ergiebig gewesen seyn, da die römischen Imperatoren eine so große Anzahl derselben in den Amphitheatern brauchten. Der Kaiser Probus hatte, nach bewährten Angaben, auf ein Mal 1,000 Hirsche, 1,000 Strauße, 1,000 Eber, 1,000 Damhirsche, 1,000 Rehe, und 1,000 Wölfe beisammen. In einem andern Schauspiel dieser Art sah man 200 Löwen, 100 Löwinnen, 100 Leoparden und 300 Bären zusammen, wovon mehr als die Hälfte im wüthenden Kampfe zerfleischt wurden. Der sinnliche Commodus hatte einst in dem Circus eine große Menge wilder Thiere zusammen gesperrt; er selbst stand auf einem erhabenen Orte und tödtete mit seinen Felleken über 100 Löwen und viele andere Thiere, ohne daß je ein Pfeil fehlgetroffen hätte. Rhinocerosse, Elephanten und Giraffen erlagen der Geschicklichkeit dieses römischen Hercules. So schnitt er den Straußen, welche mit Blitzesschnelle an ihm vorbeiliefen, durch einen einzigen Wurf mit den oben sichelförmig gestalteten Pfeilen die Köpfe ab.

Eigenthümlich ist die Jagd, mit welcher die römischen Vornehmen zuweilen ihre Gäste belustigten. Es wurde nämlich ein ganzer Rehbock oder ein ganzer Eber gebraten aufgetragen. Wenn nun ein solcher Braten aufgeschnitten wurde, so flatterten eine Menge Vögel aller Art aus seinem Leibe heraus, zerstreuten sich im Saal und die Gesellschaft belustigte sich lange Zeit damit, sie wieder einzufangen.

Schwäche aus Aberglauben.

Ein Astrolog hatte den Tod eines Frauenzimmers, welches Ludwig, König von Frankreich (gestorben d. 30. August 1483) liebte, vorhergesagt. Da seine Prophezeiung erfüllt war, so schickte der König zu ihm, und fragte ihn zornig: wenn er (der Wahrsager) sterben würde, da er alles so genau wüßte? Der Astrolog antwortete ganz ruhig: Sire, ich werde drei Tage vor Ihrer Majestät sterben. Diese Antwort setzte den König in solche Unruhe, daß er den Wahrsager in einen seiner Palläste aufnehmen, und besondere Sorge für seine Erhaltung tragen ließ.

Denkmal zu Ehren Gutenberg's, Erfinder des Buchdrucks.

(Mit einer Abbildung.)

Der Gegenstand gegenüber stehender Abbildung ist die am 14. August 1837 in Mainz veranstaltete Aufstellung eines Denkmals zu Ehren des Erfinders der Buchdruckerkunst, eine Erfindung die einen so außerordentlichen Einfluß auf die Welt ausübte.

Gutenberg, zu dessen Andenken dieses Erinnerungsfest gefeiert worden, war seinen Zeitgenossen so unbedeutend und gleichgültig, daß von seinem Leben überhaupt höchst dürftige Einzelheiten bekannt sind. Daß er in Mainz geboren unterliegt keinem Zweifel, aber in welchem Jahre weiß man nicht, eben so wenig bestimmt seinen Todestag, welcher zu Anfang Februars 1468 erfolgt seyn soll. Nicht ein Stein zeigt heute mehr die Stelle, wo seine Gebeine ruhen. Es mag als unwiderlegliches Zeugniß gelten, daß ohne die von ihm erfundene Kunst, und dem daraus entsprungnen lebhaften Gedankenverkehr die Geschichte überhaupt weder genau noch gerecht seyn könnte. An des Erfinders Geschichte selbst hat sich die Nothwendigkeit seiner Erfindung bewiesen.

Es ist eine auffallende Betrachtung, daß vier Jahrhunderte vergehen mußten, während doch Aufklärung und Zivilisation sich über einen großen Theil der Erde verbreitete, und selbst bis in die kleinsten Dörfer eindrang, ehe ein diesem großen Manne würdiges Denkmal zu Stande kommen konnte. Dem jetzigen Zeitalter war es also vorbehalten eine Schuld abzutragen, die so viele Generationen veräümt hatten zu entrichten!

Gutenberg hatte das Schicksal so vieler Wohlthäter des Menschengeschlechts. Er hatte ein unruhvolles Leben, setzte in Straßburg sein Vermögen zu, mit den vielen Versuchen seine Erfindung zu Stande zu bringen, gerieth in Schulden, zog wieder nach Mainz, kam daselbst ebenfalls in Geldverlegenheit, und war am Ende gezwungen, wegen einer Schuld von 2000 Gulden, freilich eine starke Summe zur damaligen Zeit, dem Rechtsgelehrten Faust, seinem Associe, der die Vorschüsse gemacht hatte, seine Werkstätte, die Presse und Lettern zu überlassen und mit dem Rücken anzusehen. Wer denkt nicht hierbei an den Entdecker der neuen Welt, Christoph Columbus, in Fesseln, und jenes Land nicht einmal seinen Namen tragend!

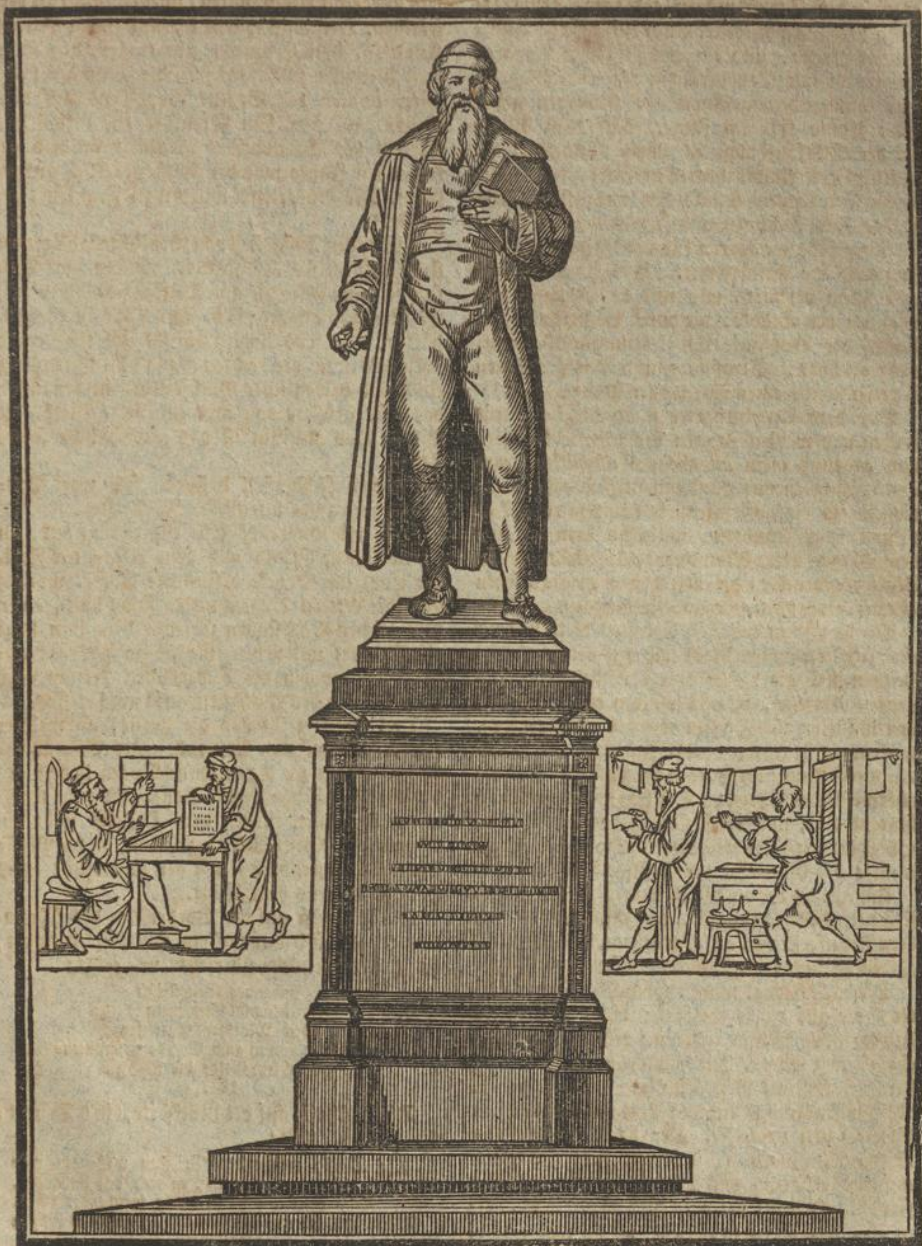
Faust fand späterhin an Peter Schöffer, von Gernsheim, am Rhein, einige Stunden un-

terhalb Worms, einen gewandten Gehülfen zur weitern Ausbildung dieser noch im Entstehen begriffenen Kunst.

Es ist hier nicht der Ort darüber zu streiten, welcher von beiden Städten, Straßburg oder Mainz, der Ruhm gebührt, daß in ihren Mauern diese Erfindung zuerst in's Leben getreten sey; so viel aber ist als Thatsache anerkannt, daß die ersten Versuche Gutenbergs in das Jahr 1436 fallen. Er bewohnte damals ein am M-User bei Straßburg, nicht weit vom ehemaligen Kloster Sankt Arbogast, gelegenes Haus, wo heutzutage das Wirthshaus zum Grüne-Berg steht. Schon vor dem Jahre 1439 hatte er in unserer Stadt selbst, im sogenannten Thiergarten, am Münsterplatz, auf der Stelle wo sich das jetzige königliche College befindet, eine Buchdruckerei errichtet, wozu er die erste hölzerne Presse, von einem Dreher verfertigt ließ, Namens Konrad Sasbach, der in der Krämergasse wohnte. Gutenberg zog im J. 1444 wieder nach Mainz, seiner Vaterstadt, in welcher dann die ersten Bücher gedruckt worden.

Das beabsichtigte Unternehmen, Gutenberg auch zu Straßburg ein Denkmal zu errichten, wird gewiß, wir zweifeln nicht daran, ebenfalls dem Erfinder und unserer Stadt zur Ehre gereichen. Einsweilen wurde im J. 1836 ein großes Musik-Fest zu Ehren Gutenbergs in unserer Stadt veranstaltet. Auch eine Kommission hat sich gebildet, die ein Umschreiben in ganz Frankreich an alle Buchdruckereibesitzer und Buchhändler richtete, und zu Beiträgen einlud, so daß wir hoffen dürfen, in Jahresfrist vielleicht, ebenfalls hier ein Denkmal zu besitzen.

Bei Gelegenheit der Aufstellung des Denkmals in Mainz wurden daselbst am 14ten, 15ten und 16. August Feste gefeiert, die eine wahre Volks-Angelegenheit waren. Aus einer großen Zahl deutscher Städte und aus Straßburg hatten sich Deputationen von Buchdruckerei-Besitzern, Buchhändlern, Buchdrucker-Gehülfen u. Schriftgießern eingefunden. Am Morgen der Einweihung verfügten sich die Deputationen in die ehrwürdige Domkirche, wo der Bischof von Mainz eine feierliche Messe las, nach deren Beendigung ein wohlgeordneter Fest-Zug, gebildet aus etwa 2,000 Personen, unter welchen man den Gouverneur der Festung Mainz und einen zahlreichen Generalstab und mehrere Prinzen bemerkte, nach dem Gutenbergplatz zog, bei dem neuen Schauspielhause. Die Menge der wehenden Fahnen der verschiedenen Deputationen, unter welchen sich auch die französischen Nationalfarben, von den



Denkmal zu Ehren Gutenberg's, in Mainz.

anwesenden Straßburgern getragen; gewährte einen herrlichen Anblick. Auch eine eiserne Buchdrucker-Presse, und ein Schriftgießer-Apparat auf einem mit Cybeurkränzen gezierten Wagen, von glänzend angeführten Schimmeln gezogen, befand sich im Zuge. Auf dem Platze bei der Bildsäule war in einem Halbzirkel ein weitläufiges Amphitheater errichtet, dessen stufenweise erhöhten Bänke mit wenigstens dritthalbtausend Zuschauern besetzt waren. Mitten im Amphitheater waren für die Mitglieder des Zugs Plätze aufbewahrt. Das Amphitheater war schön verziert, und mit den Fahnen und Wappen der Städte, die durch Beiträge an den Kosten der Bildsäule Theil genommen haben, ausgezeichnet. Straßburg und Paris nahmen in dieser Reihe einen ehrenvollen Platz ein.

Vor dem Amphitheater stand die noch mit rothen und weißen Zeugen verhüllte Bildsäule, und gegenüb (ein ungeheures Orchester, aus 1800 Sängern und Instrumentisten bestehend, die ein für diese Gelegenheit komponirtes Lied um *) anstimmten, während dem die auf dem Wagen beim Monument aufgestellte Presse Festlieder druckte, die mit den eben gegossenen Buchstabenproben ausgeheilt wurden.

Der Präsident des Fest-Comites hielt hierauf eine sehr freisinnige Rede und auf ein gegebenes Zeichen fiel die Hülle von der Bildsäule des großen Mannes, Artilleriesalvo'n donnerten von den Wällen, alle Fahnen wurden geschwungen, und ein mächtig rauschender Zuruf von mehr als 25,000 Stimmen ertönte in der Luft gleich einem unermeßlichen Chor von Dankfagungen zu Ehren Gutenbergs, noch erhöht durch das vortreffliche Spiel der verschiedenen Musik-Chöre der Regimenter der Garnison der Festung Mainz.

Ungeachtet der an diesen Tagen zusammengeströmten Menschenmasse, der Illumination und dem Schifferstechen auf dem Rhein, herrschte stets Ordnung und keine Unfälle trübten das Fest.

Dieses Denkmal wurde durch Beiträge errichtet, die auf einen im Jahr 1832 von einem litterarischen Verein in Mainz erlassenen Aufruf eingelaufen waren. Die Einwohner von Mainz bewiesen sich mit Beiträgen besonders freigebig. Auch unser König, Ludwig Philipp, sandte einen Beitrag von 1700 Fr. Der berühmte Bildner Ritter Thorwaldsen, in Rom, hatte sich gleich anfangs erboten, das Modell des Standbildes sowohl als zwei entsprechende Basreliefs, die

* Von Hrn. Ritter Neu Kom, der im Jahr 1836 zu Straßburg in der Neuen-Kirche und Thomaskirche Orgel-Conzerte zum Besten der Armen gab, die ansehnliche Summen eintrugen.

das Piedestal zieren sollten, unentgeltlich zu verfertigen. Der Guß wurde hierauf einem Pariser Künstler, Hrn. Crozatier, übertragen, dem schon viele herrliche Werke dieser Art gelungen sind, unter andern die Statue Napoleons auf dem Vendome-Platze. Im Sommer 1835 kam das Modell des Standbildes in Paris an und im folgenden Jahre war der Guß glücklich ausgeführt. Die Basreliefs wurden zu Frankfurt gefertigt.

Auf einem Fußgestell von röhlichem Marmor steht jetzt dies Kunstwerk. Würde und Einfachheit sind über die aufrechtstehende Figur mit Meisterhand ausgegossen. Der Kopf ist edel gehalten, und das Anlich richtet sich tief sinnend vorwärts. In der rechten Hand hält Gutenberg ein Bund beweglicher Buchstaben, in der linken das erste größere von ihm gedruckte Werk, die Bibel. Das Kostüm ist das gewöhnliche seiner Zeit.

An dem Fußgestell befinden sich zwei Basreliefs und zwei lateinische Inschriften.

Das erste Basrelief stellt Gutenberg dar, an einem Tische sitzend und dem erstaunten Juch, der eine zum Drucke bestimmte Tafel, worauf noch die Lettern eingeschnitten sind, hält, einen beweglichen Buchstaben zeigend. Vor ihm liegt ein Schreibret und neben ihm ist ein Schrank angebracht, worin die beweglichen Lettern nach der Ordnung des Alphabets aufbewahrt sind.

Das zweite zeigt uns die Presse, an welcher ein Gehülfe an dem Abdrucke eines Bogens arbeitet. Noch zu bedruckende Bogen liegen auf der Presse, frischgedruckte Bogen sind zum trocknen aufgehängt. Neben dem Drucker steht ein Schemel mit dem Schwärzballen; an die Presse lehnt sich Gutenberg, mit der Durchsicht eines fertigen Bogens beschäftigt.

Die Inschrift auf der Vorderseite des Monuments, die sich auf unserm Holzstich befindet, heißt, in's Deutsche übersetzt, wie folgt:

Johannes Gensfleisch
genannt Gutenberg
den Mainzer Patrizier
errichteten von in ganz Europa zusammen-
gebrachtem Gelde die Bürger
1837.

Die Inschrift auf der Rückseite, in's Deutsche übertragen, sagt:

Die Kunst, welche den Griechen verborgen war
und verborgen war den Lateinern,
Fand eines Deutschen emsig forschender Geist.
Was die Alten an Weisheit besaßen und was besaßen
die Neuern,
Das besaßen sie nun nicht für sich,
sondern für alle Völker.

Der englische Staatssekretär Georg Canning.

Georg Canning, englischer Staatssekretär für das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, stammt aus einer alten, aber nicht vornehmen irländischen Familie. Sein Vater verließ frühzeitig Irland, und heirathete in England ein schönes, geistvolles, aber nicht reiches Mädchen, zerfiel darüber mit seiner Familie, und mußte von 150 Pfund jährlich und von seiner Advokaten-Selle leben, die nicht einmal so viel einbrachte. Er schrieb politische Pamphlets, zuletzt Gedichten und starb den 11. April 1771, ein Jahr nach seines Sohnes Geburt, vor Kummer und Dürftigkeit. Seine Gattin wurde Schauspielerin, und verband sich mit einem Schauspieler Namens Hunn, trat ihren Sohn Georg Canning an die Familie Canning ab, und verschaffte ihm dadurch bessere Ausichten. Dieses Opfer vergaß er seiner Mutter nie, und zeichnete sich immer dankbar aus. Nachdem er in Oxford seine Studien vollendet, lernte ihn Sheridan kennen, und Pitt im Jahr 1794, welche ihm 1796 die Stelle eines Unterstaatssekretärs im Departement des Auswärtigen verschafften. Nach des Vicomte Castlereagh Selbstmorde ernannte ihn der König zu dessen Nachfolger. Bei der ersten Audienz, die ihm der König gab, äußerte derselbe den Wunsch, dem Systeme seines Vorgängers getreu zu bleiben. „Sire, war die Antwort, die Sache ist bedenklich, er hat sich den Hals abgescnitten.“ Ein andermal wurde von den Konstitutionen und dem konstitutionellen Systeme gesprochen, wo Canning bemerkte: „Die Völker haben Konstitutionen erhalten; es wird aber nicht lange dauern, so werden sie mehr verlangen. Die Konstitutionen gehen vorüber, wie die Glaubenslehren.“ — „Und was werden Sie an ihre Stelle setzen?“ — „Die Dampfmaschine.“

Nichts Neues unter der Sonne.

Der noch nicht ganz vollendete Bau des großen Tunnels unter der Themse in London hat mit Recht durch das Riesenhafte des Unternehmens allgemeines Aufsehen erregt. Allein trotz der Seltenheit und Großartigkeit desselben ist die Sache selbst durchaus nicht neu, indem uns schon Diosdorus von Sicilien (er lebte um die Zeit vor

Christi Geburt) Nachricht von einem Riesensenwerke in Babylon zur Zeit der Semiramis, das jedoch in viel kürzerer Zeit zu Stande kam, mit folgenden Worten mittheilt: In einem am tiefsten gelegenen Orte Babylons grub man ein viereckiges Bassin, dessen von Mauersteinen aufgeführte und mit Erdpech überzogene Mauern 300 Stadien in der Länge und 35 Fuß in der Tiefe hatten. Als man unter das Bett des Flusses gelangt war, begann man von den beides Ufern den Bau einer unterirdischen Gallerie, deren von gebrannten Mauersteinen mit einem Ueberzug von geschmolzenem Erdpech, an jeder Seite aufgeführten Wölbung vier Ellbogenlängen dick waren. Die Mauern der Gallerie waren zwanzig Mauersteine dick und hatten, ohne die Krümmung der Wölbung zu rechnen, 12 Fuß Höhe und 15 Fuß Breite. Dieses Werk war in sieben Tagen vollendet, und der Euphrat, der nun in sein Flußbett zurück geleitet wurde, wälzte sein Wasser über diese unterirdische Gallerie hinweg, durch welche es Semiramis möglich wurde, trockenen Fußes aus einem Pallast in den andern zu gelangen, obgleich beide durch den Fluß getrennt waren, über welche keine Brücke führte.

Die zerbrochene Punschbowl.

Ein schwedischer Oberst sah sich durch eine Feuersbrunst, die sein Haus, worin sein ganzes Vermögen bestand, verzehret hatte, mit einem Male ruiniert. Einige seiner Freunde veranstalteten, um ihm den Verlust einigermaßen zu ersetzen, eine Lotterie. Während sie sich damit beschäftigten, erhielt er aus Pommern einen anonymen Brief, in dem eine mit den Worten: „Erinnern Sie sich der zerbrochenen Punschbowl,“ begleitete Anweisung auf drei hundert Reichsthaler eingeschlagen war. Er konnte sich lange Zeit den Sinn nicht enträthseln. Endlich besann er sich, daß er vor mehreren Jahren einmal mit einer fröhlichen Gesellschaft in einem Wirthshause gewesen war, wo eine Magd einen mit Punsch gefüllten Topf aus chinesischem Porzellan hatte fallen lassen. Die Wirthin drohte im Zorne dem armen Mädchen, sie augenblicklich aus ihrem Dienste zu entlassen, wenn sie den Schaden nicht ersetzen würde. Der Oberst schlug sich ins Mittel, bezahlte das

Geschir und den Wunsch, und vergaß nach der Hand die ganze Begebenheit wieder. Mittlerweile hatte das Mädchen eine beträchtliche Erbschaft gemacht, einen reichen Pächter geheiratet und als sie zufällig von dem Unglücke des Obersten hörte, sich seiner edelmüthigen Handlung dankbar erinnert.

Eigene Art zu beten.

Der königlich preussische Feldmarschall, Fürst Leopold von Dessau, war bei der gewonnenen Schlacht bei Kesselsdorf am 15ten Dezember 1745 auch gegenwärtig. Vor der Schlacht hielt er an der Spitze von drei Grenadierbataillonen und drei Bataillonen seines Regiments. Auf einmal richtete er den Blick zum Himmel und berete mit lauter Stimme: „Lieber Gott! sieh' mir bei, oder willst Du mir diesmal nicht beistehen, so hilf wenigstens auch den Schurken von Feinden nicht, sondern sieh' wie's kommt!“ — „Nies dann, mit gezogenem Degen voranschreitend: „In Gottes Namen — Marsch!“ und führte den Angriff gerade auf die sächsischen Kanonen, und — zum Siege.

Schnelligkeit des Adlers.

Unter den Vögeln ist der Adler derjenige, welcher sich durch Schnelligkeit im Fluge auszeichnet. In einer Minute durchfliegt er einen Raum von 2,628 Fuß, etwas mehr als 12 Meilen in einer Stunde. Die übrigen Vögel von ansehnlicher Größe können höchstens 125 Meilen in einem Tage fliegen. Dem König Heinrich II, von Frankreich, (regierte von 1547 bis zu seinem Tode, den 10. Juli 1559) entfloß einst auf der Reihersbeize eine Falke; derselbe wurde 24 Stunden darauf zu Malta gefangen, das 135 Meilen von dem ersten Punkte entfernt liegt.

Pracht der Kaufäden in London.

Der Reichtum und immer zunehmende äußere Glanz der Londoner Kaufäden ist wahrhaft außerordentlich. In Fleet-Street, eine der größten und belebtesten Straßen dieser Residenzstadt, hat sich seit Kurzem wieder ein Laden geöffnet, wo die feinsten indischen Gewebe und Tücher auf Tischen von reinstem Glaße ausgebreitet liegen, dazwischen prächtige Spiegelpfeiler, und sogar die Decke von Glas, welche von allen Eis-

ten die Gegenstände hundertfältig zurückstrahlen. So ist auch am Strand ein Goldschmid und Juwelier, der im Besitz aller Reichthümer zu seyn scheint, die je ein Märchen der Tausend und Einen Nacht der Phantasie vorspiegelten. Hunderte von Dosen und Uhren, mit schimmernden und blizenden Diamanten wie übersät, liegen hinter den Fenstern; dazwischen ganze Bestecke von goldenen Messern und Gabeln in blausamen metnen Futteralen, und Löffeln von allen Größen, vom kleinsten Theelöffel bis zum großen Vorlegelöffel, nebst Tellern und Leuchtern aus gebiegenem Golde. Der ganze Laden soll über vier Millionen Fr. werth seyn, und so gibt es vielleicht dreißig und mehrere, zwar von geringerer Bedeutung, aber noch immer ungeheuer reich, ohne der erstaunlichen Menge Silberarbeiter zu gedenken, die gerade das in Silber besitzen, was ihre reicheren Brüder in Gold aufweisen.

Was ist Recht oder Unrecht?

Ein Schul-Examinator besuchte neulich eine Dorfschule. Unter andern Fragen richtete er auch eine an einen dicken gesunden Knaben. „Michel, weißt du, was Recht und Unrecht ist?“ — Zögernd antwortete der Knabe: „Rein!“ — Bedenklich schüttelte der Examinator den Kopf, und wollte den Knaben mit einem Beispiel aufklären. „Sieh, Michel, sprach er, wenn dort der Franz von seiner Mutter einen Becken bekommt, und du nimmst ihm denselben weg, denke einmal nach, was thust du da?“ Ohne sich lange zu bedenken, antwortete der Knabe: „Ey, ich esse ihn!“

Berichtigung. In dem Aufsatz „Ueber die höchsten Gewerke der Natur und Kunst“ ist nach der Ziffer 11, Hölle des Himalaya, aus Verschen die Ziffer 12 ausgelassen, welche die Höhe des Dhawalagiri bezeichnen soll, der eine Verzweigung vom Himalaya-Gebirge bildet, und als die höchste Erhöhung auf der bekannten Erde gehalten wird.

Gemeinnütziges.

Ueber das Bleichen der Leinwand.

Die täglich sich mehrende Anwendung des Chlorkalks zum Bleichen erfordert für Unkundige einige Belehrung, weil durch ungeeignete Anwendung desselben das Bleichen nicht erfolgt oder der Zeug Schaden leidet.

Der Chlorkalk bewirkt, aber in kürzerer Zeit, eben das, was das Auslegen des Zeuges an die

Sonne, in längerer Zeit hervorbringt. Es muß deswegen das Entschlichten und Wäuchen vorangehen.

Das Entschlichten, was gewöhnlich durch mehrtägiges Einlegen des Zeuges in laues Wasser gemacht wird, geschieht am besten, wann auf 100 Ellen Leinwand 2 Pfund Pfeisenerde im Wasser aufgeweicht und dann, mit dem erforderlichen Wasser verdünnt, in einen Kessel gebracht und darin die Leinwand 2 Stunden gekocht, dann ausgebreitet, getrocknet, nachher mit Wasser abgespült wird, bis das Wasser klar abläuft; hiedurch wird die Weberschlachte, Unschlitt und aller Schmutz entfernt.

Hierauf wird die Leinwand wie gewöhnlich gebäucht oder auf 100 Maas Wasser ein Pfund Pottasche aufgelöst und hierin die entschlichtete Leinwand längere Zeit (bis 12 Stunden) gekocht, alsdann gut ausgewaschen.

Hierauf wird die Bleiche angewendet, indem man ein halb Pfund Chlorkalk in einen Kübel oder hohes Gefäß mit Wasser zerrührt, eine Stunde absetzen läßt, das klare Wasser abgießt und mit so viel andern Wasser verdünnt, daß auf 100 Maas Wasser ein halb Pfund Chlorkalk kommt. Hierin wird die Leinwand 4 Stunden gelegt und dann fleißig ausgewaschen.

In Bleichanstalten wird nun die Leinwand noch in ein kaltes, saures Bad 12 Stunden gelegt, welches aus 100 Maas Wasser und einem Viertelpfund Schwefelsäure besteht.

Der Zeug ist jetzt noch nicht ganz gebleicht und es muß, wenn er vollkommen weiß werden soll, je nach Beschaffenheit der Leinwand, dasselbe Verfahren wiederholt werden, nämlich daß die Leinwand nach angegebener Art noch mehrmals gebäucht und in Chlorkalk-Auflösung gelegt wird.

Wenn das angegebene Gewicht der Pottasche und des Chlorkalkes nicht überritten und dafür gesorgt wird, daß das Trübe oder der Satz des Chlorkalkes nicht in die Bütte kommt, weil solche unaufgelösten Theile sich leicht in einzelne Stellen des Tuches festsetzen und den Faden müde machen könnten, so kann bei dem angegebenen Verfahren die Leinwand weniger Schaden leiden, als wenn sie auf gewöhnliche Art Monate lang dem Wasser und der Luft ausgesetzt bleibt.

Kartoffeln in vierzehn Tage früher wachsen zu machen.

Man stecke sie nicht so aus, wie sie vom Keller kommen, sondern lasse sie vor dem Ausstecken auf der Bühne oder in einer

mäßig warmen Kammer weik werden. Sie wachsen dann schneller und sind andern Kartoffeln um 14 Tage voraus, was hinsichtlich des Ertrags der Ernte oft von Wichtigkeit ist. Dies Verfahren wird im südlichen Deutschland häufig angewandt.

Brunnen von schädlicher Luft zu befreien.

Bei einem Brunnen, der 40 Fuß tief so dick mit Stickluft angefüllt war, daß weder Luft noch Pulver darin brannte, wurden 2 Ohmen kochendes Wasser mit solchem Erfolg angewendet, daß nach dem Hingießens von dem dadurch entstehenden Dampf in einer Viertelstunde nachher die Luft in dem Brunnen völlig gereinigt war.

Mittel zur Vertreibung der Wanzen.

In einem Zimmer, aus welchem diese häßlichen Insekten nicht hatten vertrieben werden können, legte man Pfeffermünzkraut (*Lepidium ruderale*). Bald sammelten sich die Wanzen schaarweise um die Stengel und Blätter und wurden in kurzer Zeit todt oder so betäubt, daß man sie zusammenfegen und in's Feuer werfen konnte.

Verzeichniß der von der Gesellschaft zur Aufmunterung des National-Gewerfleißes zu Paris ausgesetzten Preise, um in den Jahren 1838 und 1839 zuerkannt zu werden

Im Jahr 1838.

Chemische Künste.

Vervollkommnung des Ofenbaues; zwei Preise, zusammen von 6000 Fr.

Fabrikation von Bouteillen für schäumende Weine 3000 Fr.

Fabrikation eines weißen Glases, das nicht leicht schmelzbar ist, 4000 Fr.

Fabrikation eines in der Masse gefärbten Glases, oder eines Glases von zwei Lagen, 3000 Fr.

Malerei u. Verzierung von Trinkgeschirren, 3000 Fr.

Wirtschaftliche Künste.

Mittel, um im Bauwesen die Feuchtigkeit zu verhüten oder sie aufhören zu machen, vier Preise, zusammen 4500 Fr.

Im Jahr 1839.

Chemische Künste.

Oekonomisches Verfahren zur Vertreibung des Holzes; zwei Preise, der erste von 3000, der zweite von 1500 Fr., zusammen 4500 Fr.

Vervollkommnung in der Fabrikation des Runkelrübensuckers, 10,000 Fr.

Fabrikation des Flintglases, 10,000 Fr.

Fabrikation des Crownlases, 4000 Fr.